

Inhalt

Vorwort: Der Bündner Räter-Mythos

A. Die Quellen zur rätschen Sprache

I. Die Räter im Spiegel der antiken Literatur

II. Die Inschriftenfunde

III. Rätische Reste im Ortsnamengut Graubündens

B. Die Forschungsergebnisse - eine Hypothesengeschichte

I. Räter und Etrusker

II. Räter und Kelten

III. Räter und Illyrer

IV. Räter und Semiten

V. Mediterran oder indoeuropäisch?

C. Fazit

D. Anhang

I. Anmerkungen

II. Bibliographie

VORWORT

Der Bündner Räter-Mythos

Die Räter haben Spuren hinterlassen. Man erinnert sich ihrer, wenn man Bahn fährt oder ins Museum geht. Sie haben einer Provinz den Namen gegeben, und nicht nur ihr. Sie sind omnipräsent, nicht aus den Augen zu verlieren, sind unübersehbarer Bestandteil einer Identität. Sie sind hier, mitten unter uns, so plastisch manchmal, dass wir beinahe fürchten, sie hinter der nächsten Wegbiegung anzutreffen. Sie müssen sich aufgeführt haben wie die unbesiegbaren Gallier in ihrer Comicwelt, listig und schlau, unbeugsam. In unserer Vorstellung sind sie die rauhen, stolzen Bergler, die keinen Respekt kennen vor der römischen Übermacht aus dem Tiefland Italiens. Ruhiggestellt und befriedet zwar, aber nie besiegt. Eingefügt ins Reich, aber nie wirklich angepasst. Die antiken Quellen stützen uns in unserer Imagination. Sie nennen die Einwohner Rätien ein räuberisches und wagemutiges Volk, das plündernd in Oberitalien einfällt und Rom provoziert, bis man sich dort dazu entschliesst, Drusus mit seinen Truppen gegen sie zu entsenden. Die Römer, mit keimenden Ambitionen zur Weltherrschaft, nehmen Rätien ein, und in unseren Köpfen formiert sich die Idee einer unerbittlichen rätischen Renitenz, die Idee einer «résistance rhétique», gerichtet gegen die unerwünschten Usurpatoren, David gegen Goliath. Doch nichts von all dem muss wahr sein. Unser Räterbild ist eine Fiktion.

Die Forschung hat es ans Tageslicht gebracht: Es gibt bis jetzt keinen schlagenden Beweis für die Anwesenheit von Rätien in Graubünden. Selbstverständlich ist unser Kanton bereits zu ihrer Zeit besiedelt, die jüngere Bronzezeit und die Eisenzeit sind archäologisch gut belegt. Doch kein Fund lässt definitiv darauf schliessen, dass hier ein Volk gelebt hat, das - trotz gewisser Überschneidungen - mit demjenigen identisch ist, das seine Überreste im eigentlichen rätischen Stammgebiet, in Tirol und Oberitalien, hinterlassen hat. (1) Es besteht vor allem eine grosse Differenz: Der Gebrauch der Schrift war den Ureinwohnern Graubündens unbekannt. Während in anderen sogenannten «rätischen» Gebieten Inschriften gefunden werden konnten, hat sich dies für unser Gebiet noch kaum bewahrheitet. Die einzigen bekannten Inschriften aus Raschlinas und Scuol bieten einen recht dürftigen Beleg; sie können genauso gut von Reisenden stammen, die damals über die Bündner Pässe wanderten.

Es steht ausser Zweifel, dass die Römer mit einem Volk, das sie Räter nannten, Schwierigkeiten hatten - doch wer diese Räter waren und wo sie hausten, ist nur sehr schwer zu eruieren. Die antiken Darstellungen der Geographie der Alpenländer variieren stark und sind oft unglaubwürdig und ungenau; dasselbe gilt für die ethnischen Zuordnungen, die die Griechen und Römer vorgenommen haben. Offensichtlich war es bereits für sie unklar, wo sie die Räter im Alpengebiet zu lokalisieren hatten. Historische Tatsache ist jedoch, dass Graubünden zur Provinz Raetia Prima gehörte - und dass Chur deren Hauptstadt war. Der anhaltende römische Einfluss fand seine Auswirkungen schliesslich in der Beibehaltung des Namens «Rätien» für das Gebiet des heutigen Graubündens. Die Identifizierung der Bündner mit den Rätien ist also gewissermassen ein römisches Konstrukt, das auf recht wackligen Füissen steht.

Bleibe noch der wagemutige Charakter, den die Römer den Rätien zuschreiben. Doch auch daran muss man zweifeln. Die historische Forschung entdeckt heute in vielen antiken Quellen das Bestreben, die Feldzüge der Römer gegen die Räter zu rechtfertigen, eine «antirätische Propaganda» sozusagen. Die Geschichtsschreibung Roms benötigte eine völkerrechtliche Legitimation des Vorgehens gegen ein anderes Volk - also tendierte man dazu, die Taten der Räter für gravierender auszugeben, als sie es wahrscheinlich waren. Rom hat einen gewich-

tigen Beitrag dazu geleistet, diesen Räter-Mythos entstehen zu lassen, der auch in unseren Köpfen noch seine Auswirkungen findet.

Es ist an der Zeit, sich vom althergebrachten Räterbild zu verabschieden. Die Räter waren - ungeachtet ihrer tatsächlichen Herkunft, die bis heute im Dunkeln liegt - ein durchschnittliches europäisches Volk der Antike mit - dies gilt zumindest für das Gebiet der Drei Bünde - wahrscheinlich eher geringen kulturellen Leistungen. Sie gerieten in Konflikt mit der römischen Expansionspolitik und reagierten darauf wohl nicht anders als die meisten anderen Stämme, denen zu dieser Zeit ähnliches widerfuhr - mit anfänglichem Widerstand und späterer Assimilation. Und: Graubünden war für die Räter allem Anschein nach nur ein Randgebiet, das sie sich mit anderen Menschen von z. B. keltischer Abstammung teilten.

Die wenigen Dinge, die wir heute über die Räter wissen, wurden grösstenteils in den letzten 150 Jahren zusammengetragen. Die Rätologie hat sich zu einem veritablen Forschungszweig, wenn auch mit beschränkter Legitimation, entwickelt. Diese Arbeit soll zeigen, welche Quellen wir zum Thema Räter besitzen, welche Vermutungen über sie angestellt wurden - und ob man sich eine Zukunft der Räterforschung vorstellen kann. Es ist über zwei Millennien her, seit diese Ethnie, die uns immer noch - oder mehr denn je - Rätsel aufgibt, jene Relikte hinterlassen hat, die seit Beginn der Räterforschung in den Köpfen einiger Sprachwissenschaftler, Archäologen, Philologen und Religionshistorikern zu Theorien führen, die es teils verdient haben, in die Geschichtsbücher aufgenommen zu werden, die teils aber auch - der Fortschritt der Forschung ist ihr Totengräber - schleunigst wieder vergessen werden sollten. Es ist das Schicksal der Rätologie, dass es ihr schwer fällt, dieses «try and error»-System einzuhalten. Die Hypothesen über die Herkunft, die Kultur und die Sprache der Räter sind in den letzten 150 Jahren in Urwaldmanier wild durcheinander gewachsen; jeder, der sich einen Weg durch dieses Dickicht zu bahnen versucht, wird unweigerlich früher oder später die Orientierung verlieren. Hier gälte es, den Tisch reinzufegen, neue Ordnung aufzubauen, einen Forschungskonsens, basierend auf den bisherigen Resultaten, zu errichten - um von dieser Grundlage aus den Gang in die Zukunft anzutreten. Es ist natürlich nicht weiter verwunderlich, dass sich die Rätologie solcherart auf Grund gesetzt hat: Sie ist eine der Wissenschaften, die zu den am spärlichsten mit brauchbaren Quellen ausgestatteten gehört. Sie stützt sich auf oft ungenaue Erwähnungen antiker Autoren, auf meist äusserst kurz gehaltene Weiheinschriften, ja sogar auf die unsicheren Etymologien der Namensforschung. Auf einem solchen Fundament lässt sich nur schwerlich eine seriöse Forschungstätigkeit aufbauen; hingegen gedeihen hier vage Vermutungen und wagemutige Theorien prächtig. Und das Entmutigendste ist: Dem Streben, eine definitive Lösung der Räterfrage zu erreichen, kann nur mit grossem Pessimismus begegnet werden, ja es ist sogar äusserst fraglich, ob eine solche Lösung überhaupt je möglich sein wird. Gegenwärtig erstickt die archäologische Situation jede Hoffnung im Keim. Die Aussicht darauf, eines Tages einen Text in rätischer Sprache zu finden, der über den einsilbigen Wortlaut einer Weiheinschrift hinausgeht oder gar einen längeren zusammenhängenden Inhalt hat, ist gering. Wenn man sich vor Augen führt, wie klein die Anzahl der Menschen gewesen sein muss, die damals die machtvolle Fähigkeit des Schreibens beherrschten, und bedenkt, dass diese wenigen Auserwählten wahrscheinlich einer religiösen Oberschicht von Priestern angehörten, wird schlagartig klar, dass man mit nichts anderem zu rechnen hat als mit den bereits bekannten Hirschhornvotiven, Figur- und Gefässaufschriften.

Die Frage nach dem Sinn der Räterforschung erscheint also durchaus berechtigt. An den Universitäten wird den Studenten von einer Beschäftigung mit dem Rätischen normalerwei-

se abgeraten; zu gering ist die Aussicht, auf dieser Grundlage eine akademische Karriere aufbauen zu können. Die Räter sind ein undankbares Volk. Sie verbergen sich hinter der undurchdringlichen Mauer von Jahrtausenden. Sollten wir sie demnach nicht auch mit Verachtung strafen? Dann allerdings schwindet auch die kleinste Hoffnung, ihnen wenigstens ein Bruchstück ihrer wahren Identität zu entreissen. Wo also ansetzen? Tabula rasa, das grosse Reinemachen - hier fände sich ein Neubeginn. Die Forschung muss sich bewusst werden, dass die Ergebnisse der sogenannten Rätologie in Tat und Wahrheit Ergebnisse in Einzeldisziplinen wie Archäologie, Sprachwissenschaft und dergleichen mehr sind. Eine Rätologie, wie man sie sich wünschen würde, gibt es nicht - noch nicht. Gewisse Ansätze zu interdisziplinären Studien sind vorhanden, eine provisorische Neufassung des Inschriftenkorpus (2) liegt vor. Jetzt gilt es, auch an den Universitäten die Scheu zu verlieren, sich zu irren, sich auf das scheinbar Hoffnungslose einzulassen. Nur so gibt es ein Weiterkommen - auch wenn die endgültige Lösung der Räterfrage aller Voraussicht nach eine Illusion bleibt.

A. DIE QUELLEN

ZUR RÄTISCHEN SPRACHE

I. Die Räter im Spiegel der antiken Literatur

Am Beginn der neuzeitlichen Räterforschung standen nicht etwa die Resultate archäologischer Grabungen, sondern die spärlichen Überlieferungen über die Räter in den Werken antiker Autoren. Ihre Aussagen haben - trotz ihres spekulativen Charakters - die wissenschaftliche Arbeit über Jahrzehnte hinweg über Gebühren beeinflusst und sind zur Grundlage so mancher irreführender Behauptung geworden. Für die geistige Welt der griechischen und römischen Antike war das Volk der Räter eine quantité négligeable.(3) Erwähnungen, die sich nicht mit kriegerischen Aktivitäten in Verbindung bringen lassen, beziehen sich vor allem auf die geographische und ethnische Situation, die sich die Geschichtsschreiber für den Alpenraum vorstellten - oder auf die Qualität des rätischen Weines.(4)

Von Marcus Porcius Cato Maior (234-149 v. Chr.) soll die älteste uns überlieferte Bemerkung über die Räter stammen. Wir kennen seine Worte - sie sind, abgesehen von ihrem mutmasslichen Alter, nicht von grosser Bedeutung - aus dem Vergil-Kommentar des Servius Grammaticus: «[Raeticam] uam Cato praecipue laudat in libris quos scripsit ad filium.»(5) («Cato lobte in den Briefen, die er seinem Sohn schrieb, besonders den rätischen Wein.») Die Bemerkung Catos stand ursprünglich wohl in seinem Liber de re rustica. Ein rätischer Volksstamm scheint also den damaligen Römern bekannt gewesen zu sein, besonders seines Rebbaus wegen. Wo der rätische Wein jedoch wuchs, lässt sich nicht erschliessen.

Die älteste griechische Quelle zu den Rätern finden wir bei Polybios von Megalopolis (2. Jh. v. Chr.). In den uns erhaltenen Bänden 1 bis 5 seines auf 40 Bände angelegten Geschichtswerkes werden die Räter zwei Mal erwähnt; (6) auch er lobt den rätischen Wein und teilt uns ausserdem mit, dass das Gebiet der Räter und der mit ihnen genannten Vindelikern an die Gebiete der Helvetier und Boier grenze und sich im Süden bis nach Verona und Como erstrecke.

Von Marcus Tullius Cicero (106-43 v. Chr.) ist bekannt, dass er die Räter für das kriegsreichste aller Völker hielt (Epist. fam., Lep. 4). (7) Diese Bemerkung war sicherlich politisch geprägt und stand in Zusammenhang mit dem typisch römischen Räterbild eines raubenden und mordenden Bergvolkes, das später von Cassius Dio zusätzlich untermauert wurde (s. u.).

Marcus Iunianus Iustinus, ein Historiker des 2. Jh. n. Chr., hat uns in einem Auszug eine Stelle aus dem Werk *Historiae Philippicae* des Kelten Pompeius Trogus, der im 1. Jh. v. Chr. lebte, überliefert. Er weiss über die Herkunft der Räter zu berichten: «Auch die Etrusker fassten nach Verlust ihrer von den Ahnen überkommenen Wohnsitze unter der Führung des Raetus Fuss in den Alpen und gründeten nach dem Namen ihres Anführers den Stamm der Räter.» (8) Diese Nachricht wurde (neben anderen) zu einem wichtigen Grundstein der späteren Etruskertheorie der Räterforschung, obwohl man durchaus vermuten kann, dass die Stelle bei Pompeius Trogus nichts weiter ist als eine Mythisierung, wie wir sie auch von anderen Stämmen her kennen: Aus dem überlieferten Stammesnamen wird ein Personennamen etymologisiert und dieser personifiziert, um einen imaginären Führer des Volkes zu erschaffen.

Die Räter fanden auch ihren Niederschlag in den Gedichten des Quintus Horatius Flaccus (65-8 v. Chr.). Er scheint mit Cicero einer Meinung gewesen zu sein, was die Unmenschlichkeit der Räter angeht - in *Carmen* 4, 14 redet er von «immanisque Raetos» (9); es findet sich aber auch ein geographischer Hinweis in *Carmen* 4, 4: «(...) videre Raetis bella sub Alpibus Drusum gerentem Vindelici (...)» (10). Die Vindeliker, bereits bei Polybios zusammen mit den Rättern genannt, befinden sich also am Fuss der rätischen Alpen.

Strabon von Amaseia (63 v. Chr.-20 n. Chr.), Historiker und Geograph, schrieb ebenfalls von Rättern und Vindelikern: «Beide Völker leben nach Strabon in und auf den Alpen. Como (...) liegt am Südfuss der Alpen; es verbindet auf einer Seite, gegen Westen, das Land der Räter und der Vennonen und auf der andern das der Lepontier, Tridentiner und anderer kleiner Volksstämme. Die Lepontier, Tridentiner und Stoner (11) sind nach Strabon keine Räter.» (12) Dagegen sind für Strabon die Bewohner der Val Camonica Räter. (13) Das dem nicht so ist, hat sich in der neueren Forschung herausgestellt (s. u.). Strabon behauptet auch, die Stadt Como sei eine Rätergründung. (14) Dagegen wird heute von sprachwissenschaftlicher Seite angeführt, Como sei vielmehr mit den «Cammuni» aus der Val Camonica in Verbindung zu bringen. (15) In *Geogr.* IV 6, 8 und IV 6, 12 unterscheidet Strabon zudem die Räter eindeutig von den Illyrern, zu denen er die Breuni und Genauni rechnet. In *Geogr.* IV 6, 6 wiederum lässt Strabon die Räter nördlich der Alpen siedeln, die Lepontier auf deren Südseite. Die Lepontier seien es auch gewesen, die zusammen mit den Tridentinern und Stonern häufig mit räuberischen Absichten in Italien einfielen, bis Augustus sie schliesslich befriedete. Nach *Geogr.* IV 3, 3 lässt sich behaupten, dass sich am Bodensee drei Stammesvölker berührt haben: im Norden lebten die Vindeliker, im Südwesten die Helvetier, und den Rhein flussaufwärts die Räter. Die verschiedenen Erwähnungen bei Strabon zeigen, dass sein Räterbild alles andere als eindeutig war. Das rührt nicht zuletzt daher, dass sich in seinen Erläuterungen seine eigenen zeitgenössischen Ansichten mit denen seiner Quellen (u.a. Poseidonios, ein um 135 v. Chr. in Syrien geborener Stoiker) mischen. (16)

Eine Partie aus *Ab urbe condita* des Titus Livius bezeichnet der Sprachhistoriker Stefan Schumacher als «zweifelloste wichtigste Stelle» (17) für die neuzeitliche Räterforschung, die sich bei antiken Autoren finden lässt. Es handelt sich um Livius V, 33, 11: «Alpinis quoque ea gentibus haud dubie [scil. tusca] origo est, maxime Raetis, quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae nec eum incorruptum retinerent.» (18) («Auch die Alpenvölker haben zweifellos diesen [etruskischen] Ursprung, vor allem die Räter, die die Gegend selbst hat verwildern lassen, so dass sie nichts vom Althergebrachten ausser dem Klang ihrer Sprache, und auch den nicht unverfälscht, bewahrt haben.» (19)) Dieses Zitat von Livius ist wohl die einzige Bemerkung, die von einem antiken Historiker je über die Sprache der Räter

gemacht wurde. Diese Einzigartigkeit hat viele Forscher dazu verleitet, die Behauptung des Livius für bare Münze zu nehmen und zu postulieren, das Rätische sei dem Etruskischen gleichzusetzen oder doch zumindest für einen verwilderten etruskischen Dialekt zu halten.

Neben Horatius Flaccus hat auch Publius Ovidius Naso (43 v. Chr.-ev. 18 n. Chr.) die Räter in seiner Lyrik verewigt, und auch er betont ihre kriegerische Seite: «Nunc tibi Pannonia est, nunc Illyris ora domanda, Raetica nunc praebent Thraciaque arma metum» (20) schrieb er im zweiten Buch seiner *Tristia*. Festzuhalten ist, dass Ovid eindeutig zwischen Rättern und Illyrern unterschied.

Ein relativ grosses Wissen über die Räter scheint Plinius Secundus Maior (23-79) gehabt zu haben. Insbesondere im dritten Buch seiner *Historia naturalis*, in dem er von der Geographie Europas berichtet, werden die Räter an mehreren Stellen erwähnt. In *Hist. nat.* III, 133 übernimmt Plinius möglicherweise die Behauptung des Pompeius Trogus: «Raetos Tuscorum prolem arbitrantur a Gallis pulsos duce Raeto» (21) - die Räter, die man für Nachfahren der Etrusker (Tuscorum) hielt, wurden also unter ihrem Führer Rätus von den Galliern vertrieben. Geographische und ethnographische Angaben macht Plinius wie folgt: «Feltrini et Tridentini et Beruenses Raetica oppida, Raetorum et Euganeorum Verona» (22) (*Hist. nat.* III, 130: «Die Bewohner von Feltria und Tridentum und Berua [leben in] rätischen Städten, Verona [liegt im Gebiet] der Räter und Euganeer.» (23)) Zu dieser Stelle meint Frei-Stolba: «Mit anderen Worten ist nach Plinius vielleicht nach der ihm vorliegenden Quelle das Etschtal um Trient («Tridentini») von den Rättern bewohnt, dann das Piavetal um Feltre und schliesslich die Gegend um die Stadt Berua oder Beria, die (...) offenbar in der Nähe von Feltre zu lokalisieren ist.» (24) Die oben erwähnten Euganeer, die in der antiken Geschichtsschreibung mehrmals vorkommen, sind wahrscheinlich ein Volk von Ursässigen in der Nähe der Räter, mit denen sie oft in Verbindung gebracht werden. Plinius sagt weiter in *Hist. nat.* II, 135: «Raetorum Vennonenses Sarunetesque ortus Rheni amnis accolunt» (25) - die Vennonen und Saruneten sind rätische Stämme, die am Ursprung des Rheins leben. Es ist nicht genau bekannt, welche Region damit gemeint ist - sie kann irgendwo zwischen dem Quellgebiet des Rheins und dessen Mündung in den Bodensee liegen, jedenfalls aber am Oberlauf des Rheins. Plinius stimmt hier mit Strabon überein, der ebenfalls sagt, dass die Räter dieses Gebiet bewohnen. Auch bei Plinius sind die Noriker die Nachbarn der Räter (*Hist. nat.* III, 146: «A tergo Carnorum et Iapudum, qua se fert magnus Hister, Raetis iunguntur Norici.» (26)); der Fluss Hister ist wohl die untere Donau; die Iapudi sind ein illyrischer Stamm - auch hier werden die Räter von den Illyrern getrennt.

Eine weitere Erwähnung der Räter findet sich in der *Historia Romana* des angesehenen «procurator Augusti» Appian aus Alexandria (2. Jh. n. Chr.). Er bringt, im Gegensatz zu Strabon, die Räter gleichzeitig in Verbindung mit den Illyrern (als solche werden sie von den Römern laut Appian bezeichnet) und den Galliern. (27) Sind sie für ihn nun ein illyrisches oder ein keltisches Volk? Auch Appian scheint keine klaren Quellen besessen zu haben. Der Altphilologe Alfred Toth meint dazu: «Damit erhebt sich (...) die Quellenfrage Appians. Der Orientale Appian kannte zweifellos die Illyrer, die Vorläufer der Albaner, denn ihr Siedlungsgebiet reichte zu seiner Zeit (die Texte entstanden um 160) bis ans Schwarze Meer (...). Appian kann aber, nach eigenen Worten, über westliche Dinge wie den angesprochenen Rätisch-Vindelikischen Krieg der Jahre 16/15 v. Chr. nur Mutmassungen anstellen. Seine Aussage bleibt damit, auch, was die späte Entstehung des Textes betrifft, fragwürdig.» (28)

Cassius Dio Cocceianus (155-235), römischer Senator und Konsul aus Kleinasien, setzt in seiner Geschichte Roms einen Räter-Mythos in die Welt, der wohl als nachträgliche Legitimation für den Feldzug des Drusus gegen die Räter im Jahr 15 v. Chr. dienen soll. Frei-Stolba erkennt in diesem Textabschnitt in Übereinstimmung mit Denis van Berchem antirätische Propaganda Roms; derselben Meinung ist auch Toth. In der Übersetzung lautet die Passage bei Cassius Dio (Hist. Rom. 54, 22, 1ff) wie folgt: «[Die Räter] machten oft Einfälle in das angrenzende Gallien und Raubzüge nach Italien und misshandelten die Römer oder deren Bundesgenossen, die durch ihr Land des Weges zogen. Und dies schienen sie gegenüber denen, die mit ihnen nicht im Bunde standen, im Brauche zu haben; ja alles männliche, was ihnen in die Hände fiel, sogar das Kind im Mutterleib, rotteteten sie aus. Deshalb nun schickte Augustus zuerst Drusus gegen sie (...). Hernach aber, als sie zwar von Italien zurückgeschlagen waren, aber gleichwohl Gallien bedrängten, sandte er auch noch den Tiberius.» (29) Trotz der propagandistisch gefärbten Grundtendenz der Textstellen bei Cassius Dio kann man davon ausgehen, dass die geographische Einordnung der Räter dadurch nicht tangiert wurde. Für Dio lebten die Räter in den Tridentinischen Alpen, zwischen Norikum und Gallien. (30) Die Quelle des Rheins lokalisiert er in den keltischen Alpen, «wenig ausserhalb Rätiens». (31)

Bei Ammianus Marcellinus (330-395), Offizier aus Antiocheia und Soldat im Alamannenkrieg unter Iulian, erfahren wir, dass die Anwohner des Bodensees Räter sein sollen: «(...) [Rhenus] lacum inuadit rotundum et uastum, quem Brigantiam accola Raetus appellat(...)» (32) Und weiter: «(...) amnis uero Danubius oriens prope (...) montes(que) confines limitibus Raeticis (...)» (33) - die Donau entspringe in den Rätien benachbarten Alpen.

Der spätlateinische, aus Alexandrien stammende, aber in Rom und Mailand tätige Dichter Claudius Claudianus, der um das Jahr 400 lebte, sieht das anders, bei ihm entspringen Rhein und Donau in den rätischen Alpen selbst: «(...) Raetia (...) quae se Danuvii iactat Rhenique parentem (...)» (34) - Rätien wird hier dargestellt als Mutter der beiden Flüsse.

Ein Zeitgenosse des Claudianus war wohl der Vergil-Kommentator Servius Grammaticus, dem wir auch die Überlieferung des Cato-Satzes über den rätischen Wein verdanken (s. o.). In seinem Kommentar zur Aeneis führt er an, die Räter (und Vindeliker) seien Liburnier («(...) quia Raeti Vindelici ipsi sunt Liburni, saevissimi admodum populi, contra quos missus est Drusus» (35)). Von Plinius und Pomponius Mela wissen wir, dass die Liburnier von den Römern für Illyrer gehalten wurden - also dürfen wir für Servius eine Gleichung «Räter = Illyrer» annehmen.

Ebenfalls von Bedeutung für die frühe Räterforschung waren die Äusserungen des byzantinischen Historikers Zosimos (5. Jh.). In seiner um 480 verfassten Nea Historia (Historia Nova) gibt er ein erneutes Beispiel widersprüchlicher Darstellung der rätischen Volkszugehörigkeit. Einerseits spricht Zosimos von Rättern, die eine keltische Legion bildeten (36); andererseits lokalisiert er sie «bis zu den Alpen hin» (37) - aus seiner byzantinischen Sicht würde das heissen: auf illyrischem Gebiet. Vor allem die Zuordnung der Räter zu den keltischen Legionen hat einige Forscher später dazu veranlasst, in der rätischen Sprache eine Dominanz keltischer Elemente zu vermuten.

Eine letzte erwähnenswerte Angabe in griechischer Sprache finden wir bei Stephanos von Byzanz, eine einzige Zeile nur in seinem Werk Ethnika (geschrieben um 530):

«Die Räter sind ein etruskisches Volk.» (38) Hier handelt es sich wahrscheinlich bereits um eine Sekundärquelle; die Angabe scheint auf Livius und Plinius zurückzuführen. Insbesondere Georgiev hat diese späte Aussage als Stütze seiner 1973 publizierten Behauptung, die Räter seien Etrusker, verwendet.

Eine Stützung der Illyrer-Hypothese findet sich auch in den Werken des oströmischen Historikers Iordanis (um 551). In De summa temporum vel origine actibusque gentis Romanorum schreibt er: «Illyres autem, id est Veneti, seu Liburnes sub extremis Alpium radicibus agunt inter Arsiam Titulumque flumen longissimae per totam Adriam maris litus effusi.» (39) Die Illyrer, zu denen er die Veneter und Liburnier (von denen die Räter in den Augen der Römer ein Teil waren) zählt, wohnen «an den äussersten Wurzeln der Alpen» längs des Adriatischen Meeres. Dass die Illyrer ebenso wie die Räter von den Römern als räuberisches und kriegerisches Volk betrachtet wurden, mag der Identifikation der einen Gruppe mit der anderen durch die Römer noch Vorschub geleistet haben.

In ihrer Gesamtheit betrachtet, bieten die Erwähnungen der Räter in den Werken der antiken Schriftsteller ein sehr buntes Meinungs Panorama. Beinahe jeder Autor, sofern er nicht einen Vorgänger als Quelle benutzt hat, scheint sich sein eigenes Räterbild zu konstruieren, auch wenn einige Grundzüge sich durch mehrere Textstellen hindurch verfolgen lassen und bei verschiedenen Schriftstellern in ähnlicher Form wieder auftauchen. Eindeutige Resultate bietet das Quellenstudium kaum; es finden sich unzählige Widersprüche in den einzelnen Texten selbst oder beim Vergleich der Textstellen untereinander. Trotzdem haben viele Exponenten der neuzeitlichen Räterforschung versucht, auf der einen oder anderen dieser Erwähnungen eine Theorie über die Herkunft und Sprache der Räter aufzustellen. Dass ein solcher Versuch nur scheitern kann, erweist sich allerdings nach gründlicher Lektüre der Quellen recht bald. Schon die obige Auswahl aus den antiken Bezeugungen - sie ist keineswegs vollständig - verunmöglicht es, zu behaupten, die Räter seien entweder Etrusker, Illyrer oder Kelten gewesen. Es lässt sich vielmehr erahnen, dass die Räter ein Mischvolk aus all den Einflüssen waren, die sich damals im Alpenraum angeboten haben. Auch die Schlüsse, die Regula Frei-Stolba aus der Betrachtung der antiken Quellen zieht, und denen man in geographischer Hinsicht sicher zustimmen kann, müssen vage bleiben: «Die Südalpentäler waren offenbar nicht von Italikern bewohnt, falls man nicht die Veneter zu ihnen zählt, vermutlich auch nicht von Kelten, sondern sie waren von anderen Stämmen besiedelt, sog. «Urvölkern», die in den Augen der antiken Schriftsteller auch als «Räter» galten. Ganz in der Nähe, offenbar weiter gegen die Alpen hin, müssen dann Räter gesessen haben, die zu Überfällen in die Städte verlockt wurden. Damit stimmen die bekannten Inschriftenfunde in nichtlateinischen Sprachen ungefähr überein: die lepontischen Inschriften im Umkreis von Lugano bis gegen Mailand hin, die Felsinschriften aus der Val Camonica und die wenigen verstreuten Zeugnisse im Alphabet von Sondrio. Welchen nun nach sprachlichen Kriterien definierten Volksgruppen diese verschiedenen Inschriften zuzuordnen sind, muss die Sprachwissenschaft entscheiden.» (40)

A. DIE QUELLEN ZUR RÄTISCHEN SPRACHE II. Die Inschriftenfunde

Im Jahr 1825 gelangte der Trentiner Conte Benedetto Giovanelli in den Besitz einer Situla, die ein Bauer in der Val di Cembra, nordöstlich von Trento, gefunden hatte. Die Situla trug eine Inschrift, die den bereits bekannten im etruskischen Alphabet gehaltenen Inschriften sehr ähnlich war, die aber auch so viele Unterschiede zu ihnen aufwies, dass man bei der auf der Situla entdeckten mindestens von einem etruskischen Dialekt ausgehen musste, der bis anhin noch nicht aufgetaucht war. Giovanelli war, ohne es vorerst zu ahnen, auf ein rätisches Sprachdenkmal gestossen. Fast zwanzig Jahre nach seinem Fund publizierte Giovanelli die Inschrift der Situla und schrieb eine Abhandlung darüber; ein Jahr später organisierte er weitere Ausgrabungen in Matrei am Brenner, eine Ortschaft in Nordtirol, wo er - Schumacher vermutet, aus Zufall (41) - tatsächlich auf eine neue Inschrift stiess (PID 188 (42)).

Nach den Funden von Giovanelli, die sozusagen am Anfang der auf Inschriften basierenden modernen Rätologie standen, kamen bis ans Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr schriftliche Überbleibsel zum Vorschein, die man zu einem grossen Teil den Rätern zuordnete, u.a. die Steinstele von Pfatten (1846; PID 196), Hirschhornvotive aus S. Braccio di Lavagno (43) (1883/84; PID 245&246), der Schöpflöffel von Siebeneich bei Bozen (44) (1888, PID 191) und die «Paletta di Padova» (1899, PID 244). (45) Die Funde veranlassten den Etruskologen Carl Pauli, die Inschriften nach den verschiedenen Alphabeten, in denen sie geschrieben waren, einzuteilen. Er unterschied in der Folge drei gesonderte Alphabete:

- a) das Alphabet von Bozen (heute besser: von Sanzeno, mit den damals bekannten rätischen Inschriften),
- b) das Alphabet von Sondrio (es umfasst die sog. «westrätischen» Inschriften, z. B. die kamunischen, die nicht zum eigentlichen Rätischen zu zählen sind),
- c) das Alphabet von Lugano (beinhaltend die lepontischen Inschriften aus dem Tessin und aus Oberitalien),
- d) das Alphabet von Este (mit venetischen Inschriften).

Die Einteilung von Pauli hat sich trotz ihres provisorischen Charakters bis heute halten können. Eine Ergänzung wurde notwendig, als man im Jahr 1912 begann, in Magrè bei Schio Ausgrabungen zu machen. Die Resultate wurden von Giuseppe Pellegrini 1918 publiziert. Im Grabungsfeld von Magrè fanden sich Hirschhornvotive in grosser Zahl, deren Beschriftung zwar dem venetischen Alphabet von Este ähnelte, mit ihm aber nicht identisch war. Zudem war auch die Sprache der Inschriften keinesfalls Venetisch - also nannte Pellegrini das Alphabet dieser Inschriften das «Alphabet von Magrè». Es gilt neben dem Alphabet von Sanzeno als zweites Alphabet mit rätischen (= osträtischen) Inschriften.

Eine neue Katalogisierung der als rätischen erkannten Inschriften geschah in den Jahren 1922 bis 1925 (publiziert 1933) durch Joshua Whatmough, der von seinem Lehrer, dem Sprachhistoriker Robert Conway, einen Teil dessen Projekt zur Publizierung der altitalischen Inschriftenfunde übernahm. (46) Sowohl die Inschriften, die Pauli bereits gesammelt hatte, als auch alle neueren Funde fanden Platz in ihrem Werk *The Pre-Italic Dialects of Italy*, kurz PID genannt. Diese Arbeit ist bis heute die wichtigste Quelle zu den Inschriften geblieben,

sie muss aber durch Publikationen der Inschriften, die in der Nachkriegszeit gefunden wurden, ergänzt werden (eine Erneuerung des Corpus, wie Schumacher (47) sie vorschlägt, hat sich noch nicht durchsetzen können). Whatmough ordnete in seinen Publikationen die rätischen Inschriften in den von ihm «subalpin» genannten Alphabeten auch nach geographischen Gesichtspunkten; er unterschied:

- a) eine nördliche Gruppe (Matrei bis Trentino; im Alphabet von Sanzeno),
- b) eine südliche Gruppe (Brenta bis Gardasee; im Alphabet von Magrè) und
- c) eine westliche Gruppe (westl. des Gardasees, Val Camonica; im Alphabet von Sondrio).

Während die archäologische Forschung in den Jahren des Zweiten Weltkriegs grösstenteils blockiert war, wurden nach Kriegsende wieder vermehrt Grabungen aufgenommen. 1947 fand man in Sanzeno bedeutende Bronzestatuetten mit Inschriften; 1951 wurde die Inschrift des Gürtels von Lohen publiziert; 1953 fand man weitere Hirschhornvotive am Tartscherbühel bei Mals. 1957 schliesslich wurden zum ersten Mal seit 1845 wieder Inschriften in Nordtirol entdeckt: die Felsinschriften von Steinberg. Sie waren an einem Höhleneingang angebracht worden - Mayr vermutet ein Quellheiligtum - und sind recht umfangreich. Ihre Lage im nordwestlichen Nordtirol ist bemerkenswert, finden sie sich doch damit ausserhalb der vermuteten Räter-Stammlande um Bozen und Trient. Die Annahme, dass Räter sich in dieser Gegend angesiedelt hatten, wurde noch bestärkt durch weitere Inschriftenfunde im nordtirolischen Volders (Funde von Himmelreich).

Die Ausgrabungen von 1960 bis heute brachten weitere Hirschhornvotive, Knochen mit Inschriften und Keramikfragmente zum Vorschein, unter anderem in den Montesei di Serso in der Valsugana, in der Valpolicella, im Vinschgau bei Schluderns, in Siebeneich, Santorso, Pfatten und Stufels bei Brixen. Dazu kamen Inschriften aus Tesero im Fleimstal und aus Fai della Paganella, nordwestlich von Trento. 1987 wurde in einer Privatsammlung die für verschollen gehaltene «Spada di Verona» wiedergefunden, eine mit rätischen Zeichen beschriftete Waffe.

Die inschriftlichen Zeugnisse zum Rätischen, die während all dieser Jahre in der Schweiz gefunden wurden, lassen sich an einer Hand abzählen. Erwähnenswert ist sicher die Schnabelkanne von Castaneda, die heute im Rätischen Museum in Chur steht. Zürcher berichtet in seiner Zusammenstellung der urgeschichtlichen Fundstellen Graubündens: «Die planmässigen Untersuchungen [durch Walo Burkart und Karl Keller-Tarnutzer] der Jahre 1928-1941 erbrachten 76 gesicherte Grabkomplexe mit einer grossen Zahl von Grabbeigaben. Besonders hervorzuheben ist dabei eine bronzene Schnabelkanne, in deren Mündung eine bisher weder eindeutig gelesene noch übersetzte Inschrift in einem wohl auf das Etruskische zurückgehenden Alphabet eingraviert ist.» (48) Mayr deutete die Inschrift auf der Schnabelkanne, die er als stark etruskisch beeinflusst bezeichnete, als westrätisch und hielt fest: «Die Inschrift von Castaneda (im Alphabet von Sondrio geschrieben) verläuft in Linksrichtung vom Rand des Gefässes über den Schnabel hin und ist gegen das Innere der Kanne gestellt.» (49) Für ihn ist der Fund von Castaneda ein Zeugnis für das Vordringen von Venetern in den Alpenraum. Die Kanne scheint aber ein Importstück zu sein. (50) Auf Crap Sogn Parcazi bei Trin wurde ein zum Aufhängen durchbohrtes Hirschhorn gefunden, das einem Hirschhornvotiv von Magrè zum verwechseln ähnlich sieht - nur leider trägt es keine Inschrift. Mit einer Inschrift versehen ist hingegen eine Stele, die 1958 von Christoph Simonett in einem Bauernhaus in Raschlinas bei Präz entdeckt wurde. Man hält sie allgemein für eine Grabstele, die wahr-

scheinlich zwei Namen trägt [SILLOKUI und KOISAI]. Simonett und Whatmough erklären die Inschrift, die im Alphabet von Lugano verfasst ist, als keltoligurisch (resp. lepontisch). (51) Eine weitere, schwer lesbare Inschrift stammt aus Scuol-Russonch; sie ist wahrscheinlich rätsch und lautet (nach Brunner) ATUKU RITI UNBIU (?). (52) Sie ist auf einem Hirschhorn angebracht, das sieben durchgebohrte Löcher aufweist - daher die Schwierigkeiten bei der Lesung. Am Rande erwähnenswert ist eine kurze Inschrift, die auf einem «Votivstein» in Wartau (SG) gefunden wurde; Brunner hält sie - neben der Inschrift von Scuol - für die zweite rätsche Inschrift, die in der Schweiz entdeckt wurde, und liest E(A)TU CHAT. (53) Hubschmid bezweifelt allerdings die Echtheit der beiden Inschriften von Scuol und Wartau. (54)

Die obigen Ausführungen lassen den Laien vermuten, es sei genügend Material vorhanden, um der rätschen Sprache auf die Schliche zu kommen. Qualität und Quantität der rätschen Inschriftenfunde, seien sie nun in Italien, in Österreich oder in der Schweiz gemacht worden, lassen aber - mit den Worten von Ernst Risch - nur einen pessimistischen Schluss zu: «Um mit ihren Methoden zu brauchbaren und einigermaßen sichern Ergebnissen zu kommen, braucht die Sprachwissenschaft Texte von einem gewissen Umfang, die man ausserdem sowohl grammatisch als auch inhaltlich einigermaßen verstehen sollte. Wenn solche Texte fehlen, können verschiedene Hilfsmittel an deren Stelle treten, wie etwa ein grammatischer Abriss oder umfangreichere Wortlisten. Fehlt auch das, dann sind bestenfalls nur sehr beschränkte Aussagen möglich. Im Falle des Rätischen fehlen uns leider die Voraussetzungen für bindende sprachwissenschaftliche Aussagen. Texte von einem gewissen Umfang sind keine vorhanden: was man hat, sind nur ganz kurze, vielfach unverständliche Inschriften (...). An wirklich brauchbaren antiken Angaben ist nichts vorhanden.» (55)

A. DIE QUELLEN

ZUR RÄTISCHEN SPRACHE

III. Rätsche Reste im Ortsnamengut Graubündens

Wenn die Sprachwissenschaft in ihrem Bestreben, eine Sprache zu enträtseln, aufgrund der Quellenlage nicht weiterkommt, sucht sie in vielen Fällen die Möglichkeit, auf die Erkenntnisse der Ortsnamenforschung zurückzugreifen. Eine solche Methode ist allerdings fragwürdig, denn die Resultate der Ortsnamenforschung sind - gerade wenn man damit rechnen muss, dass die zu erhellenden Ortsbezeichnungen mit der Sprache in Beziehung stehen, die die Sprachwissenschaft zu enträtseln versucht - zu einem grossen Teil unsicher und spekulativ. Sprachwissenschaft und Namenforschung bedingen sich gegenseitig. Der Glaube daran, dass in einem Fall wie dem des Rätischen die Namenkunde zur Aufklärung der Forschungsprobleme einen wichtigen Beitrag leisten kann, ist verfehlt; höchstens ist es durch geschickte Vergleiche möglich, einzelne kleine Bereiche der sprachwissenschaftlichen Arbeit zu unterstützen. In der Forschung der letzten Jahrzehnte hat das Überbetonen der Interpretation von Ortsnamen zu einigen Fehlleistungen geführt; besonders die Beiträge von Linus Brunner haben das deutlich gezeigt. (56) Auch Ernst Risch betont diesbezüglich: «Wenn nun die antiken Berichte über das Rätische wenig aussagen, so fragt man sich, ob nicht als weitere Quelle die Ortsnamen in Betracht kommen. Nun besteht kein Zweifel, dass alte Ortsnamen und überhaupt Wörter, die aus der Sprache

der früheren Bewohner übernommen worden sind, also sog. Substratwörter, gewisse Rückschlüsse auf deren Sprache erlauben. Aber ihr Zeugniswert ist, wenn es sich um eine unbekanntere Sprache handelt, recht unsicher und nur in bestimmten Glücksfällen so, dass wir daraus einigermaßen sichere Folgerungen ziehen können. Dieser Glücksfall liegt beim Rätischen nicht vor.» (57)

In der Sprachwissenschaft existiert allerdings auch die gegenteilige Meinung, man findet sie beispielsweise bei Johannes Hubschmid: «Die Forschung, ausgehend von Substratwörtern, aber auch von Ortsnamen vorromanischen Ursprungs, sofern deren ursprüngliche Bedeutung nicht allzu hypothetisch ist, versprechen uns mehr neue Erkenntnisse über die sprachlichen Verhältnisse Rätians in vorromanischer Zeit als das Studium der schwer zu interpretierenden rätschen Inschriften.» (58) Diese Behauptung ist aber sehr zu bezweifeln.

Die beiden Gelehrten Rudolf von Planta und Andrea Schorta haben mit ihrem bekannten rätschen Namenbuch den wohl wichtigsten Beitrag zur Namenforschung in Graubünden geleistet. Ihre Erkenntnisse weisen klar daraufhin, dass die Räter ihre Spuren in den Ortschafts-, Flur- und Flussbezeichnungen zurückgelassen haben. Ebenso klar wird aber, dass für andere nichtlateinische, beispielsweise keltische Sprachen, dasselbe gilt. Die Vielfalt der mutmasslichen Sprachreste zeigt uns die Situation im vorrömischen und römischen Graubünden so, wie sie vermutlich war - keinesfalls bestehend aus einer kulturellen oder sprachlichen Einheit. Vielmehr scheint es ein Nebeneinander verschiedener ethnischer Gruppen gegeben zu haben, die von mehreren Seiten in die Alpen vorgedrungen sind und sich dort niedergelassen haben - man denke an die lepontische Inschrift auf der Stele von Raschlinas, die mit ihrem Gewicht von über 400 kg (59) wohl kaum Importware sein dürfte. Einige Beispiele, deren Etymologie allerdings grösstenteils mit einem Fragezeichen versehen werden muss, mögen die anzunehmende Vielfalt der Sprachenlandschaft Rätien aufzeigen: (60)

- Plessur: aus rät. *plussurâ, älter *plud-turâ < idg. *pleud- / plud- «fliessen, Fluss» (?)
- Samest: entspricht kelt. *samo-, ir. sam- «Sommer»; gebildet mit veneto-illyrischem st-Ortsnamensuffix etwa mit der Bedeutung «Sommersitz, Maiensäss» (?)
- Schanfigg: aus rät. *skanava (?) und venet.-rät. Zugehörigkeitssuffix -iko- (?)
- Telva: aus idg. *tel- (dazu ai. talam «Fläche, Ebene»; ir. talam «Erde»; lat. tellus «Erdboden, Erdoberfläche») > rät. *telvâ mit Erweiterungssuffix wie in lat. arva (?)
- Peiden: Die Grundform des Ortsnamens geht auf *pitino- «Berg, Hügel» (?) zurück, dieses Suffix findet sich auf rätschem, venetischem, gallischem und illyrischem Gebiet; eine passende idg. Wurzel ist nicht vorhanden.
- Landquart (Fluss): urkundl. Langorus, Langarus < *Longarus «der Lange» (?) mit illyr.-gall. Adjektiverweiterung -aro- (?)
- Rhein: rom. Rain < gall. rênos < *reinos (dazu lat. rîvus < *reivos) «Bach»
- Albula: rom. alvra < gall. albarâ «die Weisse»
- Rhäzüns: < gall. *Raetiodûnon «Räterburg» resp. deren Bewohner gall. *Raetiodûniôs (?)

Mats Landfors hat in seinem Artikel «Einige rätsche Fischbenennungen - Eine sprachliche Exkursion in die Vergangenheit» (61) weitere bemerkenswerte Gleichungen aufgestellt:

- Litgiva (Bachforelle): < rätolat. *lictiva < rät. *liktîva < idg. *wlikw-, *wleiqw- (flüssig, nass); dazu illyr. lika (Bach), Likia (Lech), venet. Lique(n)tia (Flussname)

- Maroch (Bachforelle): < rätolat. *maroccu, *maruccu < rät. *maruk-, *meruk- < idg. *mer-, *smer- (funkeln, flimmern, schillern); dazu air. mri- (Forelle)
- Pu(o)rchna (Bachforelle): < rät. *purkna < idg. *prknâ; dazu ahd. forhana, as. furnia, aengl. forne (Forelle), < idg. *prk- (bunt, gesprenkelt); dazu gall. briccos, air. brecc (bunt)

Vorausgesetzt, die oben genannten Gleichungen entbehren nicht jeglicher Wahrscheinlichkeit, zeigen sie für das Gebiet Graubündens eine erstaunliche Vielfalt von möglichen sprachlichen Einflüssen auf. Sowohl das Venetische, Illyrische wie auch das keltische Gallische haben ihre Spuren in den Orts- und Tiernamen hinterlassen; weitere Einflüsse (aus Oberitalien, aus nichtindogermanischen Sprachen) sind ausserdem denkbar. Aus all diesen Bündner Namen lässt sich aber nicht auf die wahre Natur der rätischen Sprache, wie sie in Tirol oder Oberitalien gesprochen wurde, schliessen. In einem Randgebiet, wie es Graubünden für die Räter war, sind solche Vermischungen nicht weniger als selbstverständlich.

Aus Wikipedia über die Räter:

Die Räter waren ein Volk oder eine Gruppe von Völkern der Antike im Bereich der mittleren Alpen, nach älteren Vorstellungen ungefähr zwischen dem Lago Maggiore, Como, Verona, dem Unterinntal und dem Bodensee.

Die deutsche Bezeichnung geht auf die seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. in antiken griechischen und römischen Quellen erscheinenden Ῥαῖτοί (Rhaitoi) bzw. Raeti zurück. Teils heißt es darin, die Räter seien durch die keltische Invasion der Poebene (um 400 v. Chr.) in die Alpen vertriebene und dort „verwilderte“ Etrusker gewesen. Dies gilt heute als unglaublich, jedoch ist neuerdings eine sprachliche Verwandtschaft zwischen bestimmten Alpenbewohnern der Antike und den Etruskern bestätigt worden.

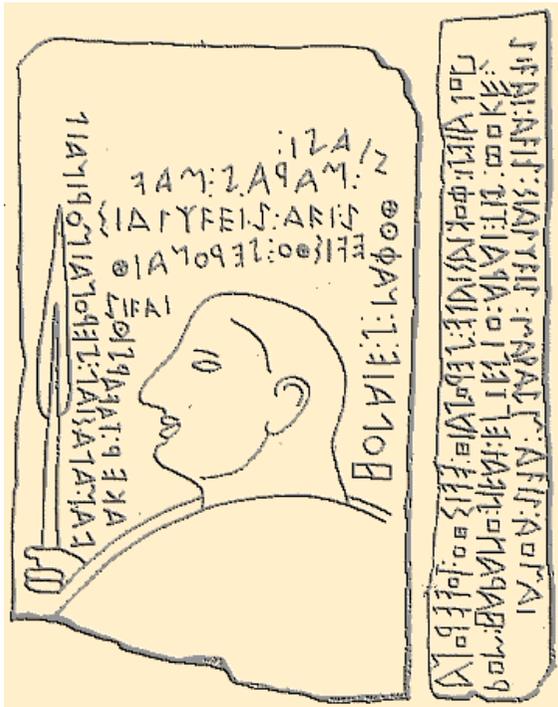
Die Räter wurden im 1. Jahrhundert v. Chr. dem römischen Reich eingegliedert und im Verlauf der römischen Herrschaft romanisiert. Die römische Provinz Raetia wurde nach ihnen benannt, obgleich ursprünglich nicht alle ihrer Bewohner als Raeti bzw. Rhaitoi bezeichnet worden waren und obgleich südalpine „rätische“ Stämme nicht der Provinz, sondern dem Kernland Italia zugeordnet und mit dem römischen Bürgerrecht ausgestattet wurden.

Der Begriff Räter unterlag voneinander abweichenden Vorstellungen, so dass manchmal die Ausdrucksweise „Räter im Sinne von ...“ angebracht wäre. Aus archäologischer und sprachwissenschaftlicher Sicht werden sie heute mit der Fritzens-Sanzano-Kultur bzw. mit Bewohnern Tirols, des Trentino, des westlichen Venetiens und einem Teil des Unterengadins identifiziert.



VENETIC (Etr.)	EAST-RAETIC (Alp.)	WEST-RAETIC (Rät.)	
A Ꞥ Ꞥ	A Ꞥ Ꞥ	A Ꞥ Ꞥ	a
> (=m)		> (?)	c/g
Ꞥ	Ꞥ	Ꞥ	e
Ꞥ	Ꞥ	Ꞥ	v
Ꞥ	Ꞥ (=d)	Ꞥ (?)	z
B Ꞥ Ꞥ	B Ꞥ Ꞥ	B Ꞥ Ꞥ	h
i	i	i	i
x	x	x	k
Ꞥ	Ꞥ	Ꞥ	l
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	m
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	n
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	o
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	p
M Ꞥ	M Ꞥ	M Ꞥ	š
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	r
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	s
X Ꞥ Ꞥ	X Ꞥ Ꞥ	X Ꞥ Ꞥ	t
Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	u
Ꞥ (=b)	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ
Ꞥ (=g)	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ Ꞥ	Ꞥ
B Ꞥ Ꞥ	B Ꞥ Ꞥ	B Ꞥ Ꞥ	f
	Ꞥ Ꞥ Ꞥ		t'





Immer wieder dreht sich der Kreis der Forschung um die Etrusker !!

Wenig nördlich von Poliόchni liegt das Dorf Kaminia, wo 1885, in eine Kirchenwand eingemauert, die sogenannte Stele von Lemnos entdeckt wurde

Wenn man sich mit der Geschichte des etruskischen Volkes beschäftigt, besteht der größte Mangel darin, dass es keinerlei etruskische Aufzeichnungen gibt.

Alles, was man heute über die Etrusker weiß - außer dem natürlich, was man aus Grabfunden erschließen kann - stammt von den Griechen und Römern, d.h. es gibt keine überlieferten Texte von etruskischen Autoren. Da es also wenig gesicherte Erkenntnisse über die Geschichte der Etrusker gibt, sollte man skeptisch gegenüber Versuchen der Mystifizierung sein.

Nach der Sage wurde Rom im Jahre 753 v. Chr. von den Zwillingen Romulus und Remus gegründet. In der etwa bis zum Jahre 500 dauernden Königszeit sollen 7 Könige regiert haben. Der fünfte und sechste, Tarquinius Priscus und Servius Tullius, sind etruskischen Ursprungs und werden in der Sage als Zuwanderer aus der Fremde gezeigt, die in Rom zu höchsten königlichen Ehren aufstiegen. Mit dieser Darstellung konnte man verbergen, dass Rom mehr als hundert Jahre unter etruskischer Herrschaft gestanden war. Diese Zeit hat im röm. Leben tiefe Spuren hinterlassen.

Die Herkunft des etruskischen Volkes liegt im Dunklen. Die Etrusker sind erst historisch greifbar seit über sie berichtet wird oder wo sie Spuren hinterlassen. Viele Theorien spalten die Historiker in zwei Lager.

Der erste Nachweis auf etruskische Kultur ist im 9. Jhrd. v. Chr. auf Elba. Die erste Ansammlung von Hütten entstand auf der großen Tuffstein-Hochebene. Sicher ist aber, dass sie in der Toskana angesiedelt waren. Sehr früh im Laufe des 8. Jhrd. gerieten die Etrusker und Latiner mit griechischen Kolonien in Berührung.

Im 7. Jhrd. v. Chr. spricht der erste Dichter Hesiod über die hochberühmten „Tyrenner“, wie er sie nannte. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten schriftlichen Funde von ihnen. Doch die Herkunft ist umstritten. Die etruskische Kultur ist ein Ergebnis eines langen Prozesses, einer vielschichtigen scheinbar unbemerkten Entwicklung. Selbst die Griechen quälten noch einige unbeantwortete Fragen, wie der Ursprung ihrer isolierten Sprache.

Eines griech. Historikers zufolge, sollte eine Hungersnot in Lydien veranlaßt haben, dass ein Teil des kleinasiatischen Volkes über See auswanderte und sich nach ihrem Anführer die Tyrsener genannt haben. Doch es ist sicher, daß die Bezeichnung „Tyrsena“ oder „Tyrrhena“ griech. Ursprungs ist und hier wie so oft versucht wird einen Namen auf eine mystische Gründung zurückzuführen.

Längere Texte sind bis heute größtenteils unverstanden. Lediglich Inschriften und Grabsteine könne entziffert werden.

Es sind etwa 7500 kurze Texte, die zwischen 8. und 1. Jhrd. v. Chr. verfaßt wurden. Der überwiegenden Teil stammt aus den eigentlichen Etrunien. In etwa 9 Zehntel aller Texte sind Grabschriften.

Nach griech. Vorstellung wanderten die Etrusker vom 14 -12 Jhrd. v. Chr. ein. Ihre Wohnsiedlungen wurden auf strategisch günstigen Plateaus errichtet, die teilweise mit Ringmauern geschützt sind.

Früh werden der Spiegel, bronzene Geräte, Gefäße und Waffen erfunden. Einfache Keramikformen, das Langschwert und Schmuck aller Arten werden sehr früh (11. Jhrd. v. Chr.) zu zentralen Erzeugnissen und verhelfen ihnen zu wirtschaftlichem Aufstieg. Bereits im 6. Jhrd. verbreitet sich das Volk bis nahe an Populonia. Die enorme Entwicklung führt zu immer neuen Handelswegen und auch zu gewaltsamen Landnahme der erwünschten Gebiete durch die Etrusker.

Der Expansion der Etrusker lagen offenbar weniger machtpolitische Motive als vielmehr wirtschaftliche Erfordernisse zugrunde.

Zwischen Griechen und Etruskern gab es klare gesteckte Grenzen, die nicht übertreten werden durften. Falls doch waren Konflikte unvermeidlich. Frühe Darstellungen zeigen die Etrusker und ihre mächtige Schiffe gegen die Griechen kämpfen.

Um 600 v. Chr. ließ sich eine kleine Gruppe von Phönikiern (griech. Abstammung) auf Korsika nieder. Anfangs scheint das Verhältnis zwischen Etrusker und Phoeniker noch friedlich gewesen zu sein. Als sich diese jedoch entschließen ihre Siedlungen auszubauen, kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Etruskern und Griechen zu Wasser und zu Land.

Die „Disciplina etrusca“ hießen die religiösen Überlieferungen in denen alles Wissenswerte zusammen gefaßt wurde, wie z.B. die Blitzlehre, der Vogelflug das Lesen aus Eingeweiden bis hin zu Ritualbüchern. Die „etruskische Disziplin“ war der richtige Umgang mit Götterwille der durch eben diese Dinge gedeutet werden konnte.

Seit dem ca. 7 Jhrd. v. Chr. übernahmen die Römer viele Eigenschaften der Etrusker. Die Schrift, die Sitte der Nach- und Vornamen und auch das Zahlensystem. Auch im Bereich der Architektur übernehmen die Römer einige Stile. Der Tod war für die Etrusker nie Grund zur Trauer viel mehr war er eine freudige Fortsetzung des Lebens.

Unter den vielen Kulturkreisen in Italien war die Kunstfertigkeit der Etrusker bis zum Aufkommen der römischen Zivilisation am weitesten entwickelt. Im 7. Jahrhundert v. Chr. begann die eigentliche Blütezeit Etruriens, Archaik genannt, die zunächst durch altorientalische Kulturen beeinflusst war und deshalb auch orientalische Phase genannt wird. Viele Charakteristiken der Porträtdarstellung und der etruskischen Architektur wurden später von den Römern übernommen, die noch bis in die Neuzeit einen bedeutenden Platz in unserer Geschichte einnehmen.

Die etruskische Kunst ist ein weitläufiger Begriff, der auch seinen Teil zur Geschichte beigetragen hat. Die Etrusker haben sich sowohl mit der Architektur als auch mit den Tempelplastiken, der Grabmalerei, der Keramik- und Vasenmalerei oder der Kleinkunst und des Kunsthandwerks auseinandergesetzt. Obwohl den etruskischen Künstler meistens der griechische Stil als Vorbild diente, bewahrten ihre Werke dennoch eine eigene, kennzeichnende Selbstständigkeit.

Dank ihres ausgeprägten Totenkultes begannen die Etrusker in der Zeit der Archaik aufwendige Kammergräber zu erstellen und diese mit halbkugelförmigen Erdhügeln, den Tumuli, zu überdecken. Je höher der Rang, desto größer der Grabbau und desto aufwendiger die architektonische Ausgestaltung der Grabkammern. Dies gilt besonders für die vollständig in den Tuffstein gehöhlten Kammern von Cerveteri, die gleichzeitig als Spiegelbild der nur bruchstückhaft überlieferten Hausarchitektur gelten können. Die Welt der Lebenden und die Welt der Toten standen in einer sehr engen Verbindung zueinander. Die Etrusker glaubten, daß nach dem Tod ihr „kleines ICH“ weiterleben würde und deshalb wurden dem Toten vielfältige Grabbeigaben mitgegeben: Köpfe von Menschen und Göttern, Musikinstrumente, Gebrauchsgegenstände wie Kannen und Spiegel etc.

Das Wohnhaus, dessen Entwicklung vom walmdachförmigen Langhaus mit einer aufwendigen und detaillierten Dachkonstruktion im 7. Jhd. v. Chr. über das ziegelgedeckte Breithaus zum Hof- und Atriumshaus führte, entwickelte im 6. Jhd. v. Chr. eine Vorliebe für das Nebeneinander von drei Kammern, das auch ein kennzeichnendes Merkmal des etruskischen Tempelbaus ist. In Etrurien ist auch noch ein weiterer Haustyp überliefert, der entweder als Palast oder als regia (königlicher Amtssitz) bezeichnet wird. Auffallend hierbei sind die räumliche Verbindung vom Hof mit umlaufenden Säulenhallen und der aufwendige Terrakottaschmuck der Dachverkleidung. Diese Anlagen konnten mehreren Zwecken dienen: als Heiligtum, als politisches Zentrum einer Siedlung oder auch als Palast mit selbstständiger Bewirtschaftung und eigenen Werkstätten. Der etruskische Tempel war in Funktion und äußerer Erscheinung dem griechischen Vorbild verwandt, doch im einzelnen durchaus eigenständig. Er besaß eine Säulenvorhalle, einen mit Figuren dekorierten Giebel und natürlich einen Raum (Cella) für das Götterbild. Eine etruskische Besonderheit stellt schließlich auch die Aufreihung großer Tonstatuen längs des Firstbalkens dar.

Die Plastik hat bei den Etruskern keinen so hohen Stellenwert. Bevorzugte Materialien waren der Ton, vor allem für die Tempelplastik, das dunkle Vulkangestein Nefro für die Grabplastik außerdem Edelmetall und Bronze. Die Anfänge der etruskischen Plastik gehen auf die sich vom Gefäß zu menschlichen Formen hin

entwickelnden Villanova-Urne und die rundplastische Grabstatue zurück. Die ältesten Beispiele sind Bronzestatuen aus dem frühen 7. Jhd. v. Chr.. Ein spezifisches Kriterium der etruskischen Menschendarstellung liegt in der Betonung des Kopfes, der Gesichtszüge und der Gestiken. Die Statuen waren zwar farbig bemalt, aber es wurden gedämpfte Farbtöne bevorzugt, wodurch die Werke expressiv wirkten. Ein anschauliches Beispiel für ihren Stil in der Klassik ist die bronzene Wölfin („Lupa“), das spätere Wahrzeichen Roms: die schematische Darstellung der Haarbüschel, der magere Körper und die naturgetreue Nachbildung der Augen, Ohren und Lippen.

Bikonische Urnen, Amphoren, Krüge und Trinkgefäße sind noch mit der Hand aus Ton geformt worden. Sie werden als Impastoware bezeichnet und sind typisch für die Villanova-Zeit. Durch die Anleitung griechischer Lehrmeister, die in Etrurien Werkstätten errichteten, lernten die viele Einheimische den Umgang mit der Töpferscheibe. Da die Griechen in der Vasenmalerei zu dominierend und qualitativ waren, brachten die Etrusker auf diesem Gebiet nur bescheidene Leistungen hervor.

Landwirtschaft in der Toskana -Vor und zur Zeit der Römer

Das landwirtschaftliche System in der Toskana war und ist in ihrem gesamten geschichtlichen Verlauf Änderungen unterworfen, die eng mit der Besiedelungsgeschichte und den Produktionsverhältnissen zu tun haben.

Funde aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. wie zum Beispiel Gerste, Weizen, Wicke, Erbsen und Kichererbsen, weisen auf eine Ernährung, basierend auf Kohlehydraten und pflanzlichem Eiweiß hin. Die bevorzugte Weizensorte triticum dicoccum, welche keine besonderen Anforderungen an Boden und Pflege stellt, wurde geerntet und gemahlen, den Römern bis zum 5. Jahrhundert beinahe als einziges Grundnahrungsmittel, wie der römische Schriftsteller Plinius berichtet. Das Gebiet von Etrurien wurde sowohl von griechischen, als auch von römischen Schriftstellern als besonders fruchtbares Land bezeichnet.

Verwaltung

Die Entstehung immer größerer Agrarflächen machte auch eine Organisation und eine Einteilung dieser notwendig: zur geometrischen Aufteilung des Bodens benutzte man ein bestimmtes Vermessungsgerät namens „groma“, das es ihnen erlaubte grade Linien und rechte Winkel festzulegen. Zwischen dem 10. und dem 6. Jahrhundert kam es auch zur Ausbildung des extensiven Ackerbaus, unter Zuhilfenahme des Systems der Brache. War der Boden ursprünglich für die Gemeinschaftsnutzung bestimmt, so ging er mit dem Aufkommen von Intensivkulturen immer mehr in Privatbesitz über. Um 630 v. Chr. entstanden eben solche um Wein und Öl zu produzieren, die man zuvor aus Griechenland importierte und bei Zeremonienhandlungen der Adligen verwendete.

Bewässerung

Das Ansiedeln an Quellen und Wasserläufen war zum Leben an sich schon eine

Notwendigkeit, aber die immer größer werdenden Agrarflächen machten auch ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem notwendig. In den Zonen, in denen extensive Landwirtschaft betrieben wurde, waren Bewässerungsarbeiten notwendig. Zu diesem Zweck legte man in den vulkanischen Gebieten unterirdische Kanäle und Brunnenschächte in dem leicht auszuhöhlenden Tuffsteinboden an. Hervorzuheben ist hierbei ein insgesamt 25 km langes Tunnelsystem zwischen der Stadt Veji und dem Tiber. Diese Systeme entstanden wahrscheinlich im 5. Jahrhundert v. Chr., diente der Überproduktion Getreide und konnte nur auf Betreiben der staatlichen Autorität verwirklicht werden.

Viehhaltung

Was die Viehhaltung betrifft sind die schriftlichen Quellen weitaus unergiebig. In den Schriftstücken einiger antiker Autoren ist von Schweineherden die Rede. Aus der Zeit von ca. 650 v. Chr. sind Darstellungen von Zuchtebern bekannt. Bei Opferhandlungen wurden vor allem Schweine und Ziegen verwendet. Im Gegensatz zu den Römern ist es nicht bekannt, daß auch Stiere geopfert wurden. Die etruskischen Ochsen seien vor allem für die Feldarbeit geeignet. Aus Knochenfunden in Massarosa bei Viareggio schließen die Forscher, dass Schein und Wildschwein, dicht gefolgt von Schaf, die Hauptnahrung in Bezug auf Fleisch darstellten. Das Schaf wurde vor allem wegen seines Fleisches, seiner Wolle, Milch und des Käses wegen, der noch in der Kaiserzeit berühmt war, gehalten.

Aus den Waldbeständen wurden vor allem Eichen und Buchen, deren Früchte zur Tiermast dienten, deren Holz für Zimmerarbeiten und Kunststhenwerk genutzt wurde, sowie Tannen, aus denen Scipius africanus die Schiffsrümpfe für seine Flotte bauen ließ, verwendet.

Die Stellung der Frau

Besonders auffallend ist ihre hohe Wichtigkeit. Im Gegensatz zu den Römerinnen hatten sie sogar Vornamen. Sie gingen viel aus und nahmen an Spielen und Sportveranstaltungen teil. Weiters durften sie Tempel, Theater und Bäder besuchen und waren als Zeugen vor Gericht gültig. Selbst das Abendessen verspeisten sie zusammen mit ihren Männern und spielten generell im bürgerlichen Leben eine weitaus größere Rolle als die röm. Frauen. Zu den wichtigsten Aufgaben der „matrona“ (d.h. sie war verheiratet und Mutter) gehörten die Hauswesensführung und die Erziehung der Kinder. Sie mussten nicht zurückgezogen leben, wie es zu jener Zeit in Griechenland oder im Orient üblich war. Beruflich tätig waren nur Angehörige niederer Schichten und Freigelassene, zum Beispiel als Näherin, Korbflechterin, Hebamme oder Händlerin, selten sogar als Geschäftsfrau.

Das Ende

Im 5. Jhrd. v. Chr. wird die Macht der Etrusker durch zahlreiche Niederlagen minimiert. Von größeren Niederlagen konnte sich das Volk nicht mehr erholen und nach der Seemacht, fällt auch der einst so mächtige Staat.

396 v. Chr. wurde das etruskische Veji nach langen Belagerungen schließlich eingenommen und zerstört. Man hat wenig Erkenntnisse über vorhergegangene Konflikte zwischen Römern und den Etruskern, doch den Römern war es zuvor noch nie gelungen, etruskisches Land unter Kontrolle zu bringen. Der bereits bekannte Charakterzug der Römer, der ungeheuren grausamen Rücksichtslosigkeit ist es zu verdanken, dass die Stadt komplett zerstört wurde.

Als ca. 70 Jahre später noch ein Krieg ausbricht, hat der römische Staat um einiges an Macht gewonnen.

Als die römische Bedrohung im 4. Jhrd. nahe war, vermochten die Etrusker nur unter größter Schwierigkeit militärische Zusammenschlüsse zu organisieren. Es entstand der „Zwölferbund“ dessen Wirkung jedoch kein effektiver militärischer oder politischer Widerstand gegen Rom beigemessen werden konnte.

Doch die Beziehungen zum etruskischen Volk blieben keineswegs feindlich. Man versucht weiterhin die selben wirtschaftlichen Ziele zu verfolgen. Einige friedliche und kriegerische Auseinandersetzungen tragen zur endgültigen „Romanisierung“ des etruskischen Volkes bei.

Im Jahre 205 v. Chr. befindet sich bereits das ganze Gebiet der Toskana unter römischer Herrschaft. Die Etrusker müssen bereits Tribut wie Werkzeuge oder Waffen an Rom abliefern, bis sie schließlich 90 v. Chr. das röm. Bürgerrecht erhalten und damit nicht länger als eigenständige Kultur gelten.

Im 1. Jhrd. existiert ihr Land, das inzwischen VII. röm. Region ist, nur mehr in Erinnerung. Bald vermochte niemand mehr etruskisch zu sprechen oder zu schreiben. Nur die Religion und Sitten blieben lange Zeit erhalten.

Die Gentechnik ermöglicht neue Erkenntnisse zur Herkunft der antiken Hochkultur

Ein Rätsel, das Generationen von Archäologen, Historikern und Linguisten nicht zu lösen in der Lage waren, ist nun durch Biologen aufgeklärt worden. Neue Erkenntnisse eines italienisch/amerikanischen Forscherteams weisen erstmals mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nach, was lange nur vermutet wurde: Das Volk der Etrusker, das zwischen 800 und 100 v. Chr. in der antiken Region Etrurien im nördlichen Mittelitalien (ungefähr die heutige Toskana) beheimatet war, ist keinesfalls europäischen Ursprungs, sondern muss um circa 1000 v. Chr. aus dem Nahen Osten, irgendwo aus der Gegend des antiken Lydien (heutiges Anatolien) auf dem Seeweg nach Italien eingewandert sein. - April 10, 2007

Überraschende Studie: „Die Toskaner haben keine etruskischen Papas“ Redaktion, 6. Juni 2006

Universitäten Ferrara und Stanford untersuchten DNA: Kaum Gemeinsamkeiten gefunden
Rom - Die Toskaner stammen nicht von den Etruskern ab. Zu dieser überraschenden Erkenntnis ist jetzt eine italienisch-amerikanische Studie der Universitäten Ferrara und Stanford gekommen. Eingehende DNA-Untersuchungen haben ergeben, dass das geheimnisumwitterte antike Volk der Etrusker, das wahrscheinlich zwischen 800 und 100 vor Christus im Gebiet der Regionen Toskana, Umbrien und Latium lebte, kaum Gemeinsamkeiten mit den heutigen Bürgern der Region aufweist. „Die Toskaner haben keine etruskischen Papas“, titelte die Zeitung „La Repubblica“ am Samstag.

Für die Studie unter Leitung des Biologie-Professors Guido Barbujani waren Knochen aus verschiedenen Etrusker-Gräbern verwendet worden. Die genetischen Informationen seien mit denen von Italienern verglichen worden, die in früheren Etrusker-Gegenden leben und somit bisher als deren direkte Nachfahren galten. „Die Annahme, dass die Toskaner von den Etruskern abstammen, galt als so sicher, dass bisher niemand überhaupt an eine wissenschaftliche Überprüfung gedacht hatte“, kommentierte das Blatt.

Etrusker ein einziger homogener Bevölkerungsstamm

Zudem ergab die in der Fachzeitschrift „American Journal of Human Genetics“ veröffentlichte Untersuchung, dass es sich bei den Etruskern vermutlich um einen einzigen homogenen Bevölkerungsstamm gehandelt hat und nicht um mehrere Völker, die lediglich die gleiche Sprache sprachen. „Auch erzählt uns die DNA, dass die Etrusker den Bewohnern des östlichen Mittelmeeres am ähnlichsten sind“, erklärte Barbujani. Dies unterstützt die allgemein verbreitete These, dass das mysteriöse Volk ursprünglich aus Anatolien in der Türkei stammte.

Die Etrusker gelten bis heute als eines der großen Völker der Antike. Jedoch ist nur wenig über sie bekannt. Nach der Eroberung durch die Römer wurde das hoch entwickelte Volk in das römische Reich integriert und hörte auf, als eigenständige Kultur zu existieren. Heute sind nur noch zahlreiche, aufwendig verzierte Grabkammern der Etrusker in Mittelitalien zu bewundern. (APA/dpa)

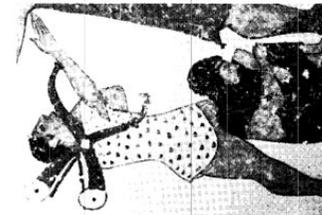
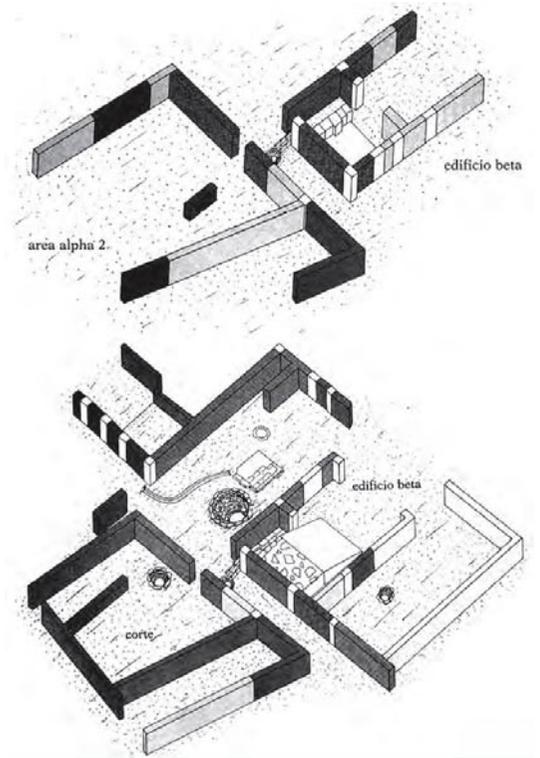
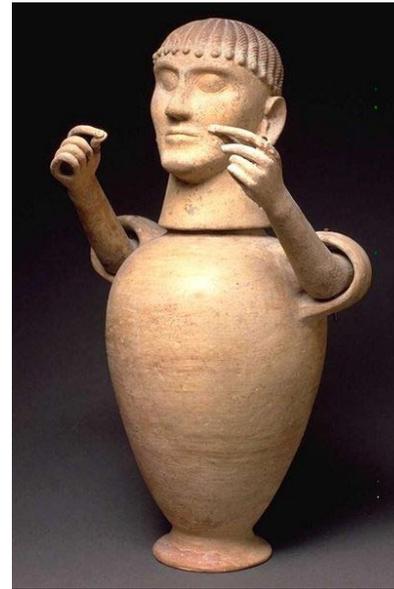
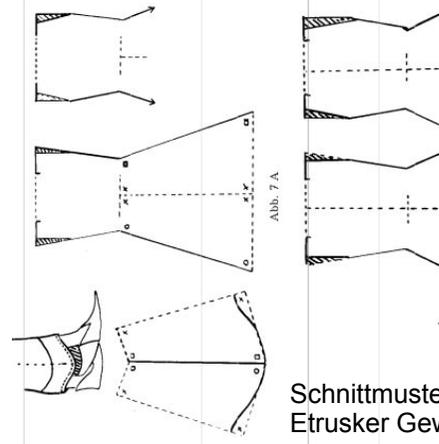


Abb. 6

Etrusker Wohnhaus Typengrundriss



Schnittmuster Etrusker Gewand



Etruskischer Zahnersatz

B. DIE FORSCHUNGSRISULTATE - EINE HYPOTHESENGESCHICHTE

I. Räter und Etrusker

Vermutungen über einen Zusammenhang zwischen Rättern und Etruskern gab es bereits in der Antike. Zeugen dafür sind u.a. die Textstellen bei Titus Livius, Pompejus Trogus und Plinius (s. o.). Während Livius sich darauf beschränkte, den Rättern tuskischen Ursprung zu bescheinigen, wussten es Pompejus Trogus und Plinius - der den ersteren als Quelle benutzt haben könnte - etwas genauer: Sie gingen davon aus, dass die Räter die Nachfahren der Etrusker gewesen sind, die - unter ihrem Führer Rätus, notabene - von den nach Norditalien einbrechenden Galliern in die südlichen Alpen verdrängt worden waren. Diese Behauptung wurde von der Rätologie später dankbar aufgegriffen. Es liegt selbstverständlich nahe, die zwei unbekanntesten Völker der italienischen Antike miteinander in Verbindung zu bringen, zumal ja ihre Siedlungsgebiete sich geographisch recht nahe beieinander fanden. Das Schwinden der etruskischen Macht in der Toskana geschah allem Anschein nach ungefähr zur gleichen Zeit wie das Erstarken der rätischen Kultur in den südlichen Alpentälern. Es verwundert also nicht, dass die Forschung in den letzten 150 Jahren immer wieder versucht war, die Räter zu Etrusker-Abkömmlingen zu machen. Die verschiedenen Abwandlungen des nordetruskischen Alphabets, in denen die rätischen Inschriften gehalten sind, taten das ihre dazu, diese Ansicht zu bestärken.

Es steht ausser Zweifel, dass die Räter sich von der etruskischen Kultur beeinflussen liessen. (62) Die Schrift und einige bereits dingfest gemachte «Wortimporte» (63) sind ausreichende Beispiele dafür. Dass hingegen von einer direkten Abstammung der Räter von den Etruskern nicht die Rede sein kann, ist heute gewissermassen Forschungskonsens. Dem war aber keineswegs immer so.

Der erste neuzeitliche «Rätologe», Conte Giovanelli, vertrat die Ansicht, die Räter seien nicht etwa, wie es von Livius, Pompejus Trogus und Plinius behauptet wurde, Nachkommen der Etrusker, sondern gewissermassen deren «Vorfahren» gewesen. Über die Herkunft der Etrusker wurde bereits damals gerätselt; viele waren der Meinung, sie seien über das Meer aus Kleinasien nach Italien gekommen, andere behaupteten, sie seien auf dem Landweg auf die Apennin-Halbinsel gelangt. Ausgehend von dieser zweiten Ansicht deutete Giovanelli die Räter als ein auf der Wanderung nach Süden in den Alpen zurückgebliebener Etruskerstamm, der sich - bis auf das Schriftsystem - unabhängig von den in der Toskana sich ausbreitenden verwandten Stämmen entwickelte. Diese Theorie der Nordeinwanderung wurde später von den meisten anderen Forschern bezweifelt; man hielt die Behauptungen des Pompejus Trogus und des Plinius für glaubwürdiger. Schumacher lobt aber Giovanelli dafür, im Gegensatz zu vielen «etruskophilen» Räterforschern der späteren Jahre die Fähigkeit besessen zu haben, die Angaben antiker Autoren relativieren zu können. (64) Camenisch beispielsweise schrieb noch 1921, die Textstellen bei Livius und Plinius seien eine ausreichende Erklärung für die Vorgänge während der damaligen etruskischen Stammesverschiebung. (65) Die Nordeinwanderungstheorie wurde zuletzt von Ferruccio Bravi (La Lingua dei Reti, Bozen 1981) vertreten, allerdings in weitestgehender Ignoranz der jüngeren Erkenntnisse der Etruskologie.

Auch der grosse Altertumswissenschaftler Theodor Mommsen beschäftigte sich mit dem Rätischen. 1853 verfasste er ein Werk über die nordetruskischen Alphabete, in dem er alle bis anhin bekannten Inschriften aus dem Alpengebiet versammelte. Mommsen hielt es für selbstverständlich, dass die Alpenbewohner die Schrift von den ihnen benachbarten zivilisierteren Etruskern übernommen hatten, warnte aber ausdrücklich davor, deswegen die Alpen

völker als Verwandte der Etrusker zu betrachten. (66) Den Angaben des Livius wollte er nicht widersprechen - «aber abgemacht ist die Frage durch die Auffindung einer dem tuskischen Alphabet verwandten rätischen Schrift keineswegs, so lange nicht die Identität der Idiome dargethan ist.» (67) An anderer Stelle meinte Mommsen denn auch, es spreche nichts gegen die «Fluchttheorie», die die drei oben genannten antiken Autoren vertreten. (68)

Nachdem Corssen im Jahr 1874 die rätischen Inschriften in sein Werk «Die Sprache der Etrusker», worin er die Tusci den Italikern zuordnete, aufgenommen hatte und somit zu verstehen gab, es handle sich seiner Meinung nach beim Rätischen um ein italisch-etruskisches Idiom, versuchte Giovanni Oberziner einige Jahre später, die Resultate Corssens und anderer Sprachwissenschaftler in einer neuen Theorie mit den Resultaten der archäologischen Forschung zu einem Ganzen zusammenzufügen. Oberziner plädierte für eine ethnische Verwandtschaft der Räter, Etrusker, Euganeer und Umbrer; sie alle seien ursprünglich Italiker gewesen, die in der Bronzezeit die Ibero-Ligurer aus Italien und den südlichen Alpen vertrieben hätten. (69) Nach der Landnahme sei dann die Differenzierung in die verschiedenen Völkerschaften erfolgt; (70) die Etrusker behielten dabei eine Vormachtstellung, die sie erst durch den Ansturm der Gallier und die Expansion Roms verloren. (71) Von den Rätern schrieb Oberziner, sie seien das Resultat ethnischer Überlappungen gewesen und hätten in mehreren, voneinander unabhängigen Gemeinschaften gelebt, vereinigt nur im Kampf gegen auswärtige Feinde. (72) Die Äusserungen Oberziners, wie überhaupt viele vor der Loslösung Südtirols von Österreich erschienene Publikationen italienischer Forscher, müssen mit Vorbehalt aufgenommen werden; die Verwandtschaft der Räter und Etrusker wurde darin oft nachhaltig betont, meist auf dem Hintergrund irredentistischer und nationalistischer Strömungen. (73) Die Politiker in Rom und im Trentino wurden nicht müde, die enge Verbindung der Einwohner Tirols mit Italien zu reklamieren - also mussten die Räter als Tiroler Urbevölkerung mit den Etruskern und dem mediterranen Raum überhaupt in Verbindung gebracht werden. Viele italienische Sprachwissenschaftler und Archäologen (z. B. Pia Laviosa-Zambotti) liessen sich durch diese politisch motivierten Bemühungen in ihrer Arbeit beeinflussen. (74)

Etwas skeptisch, aber doch nicht ablehnend stand Pauli (Die Inschriften nordetruskischen Alphabets, 1885) der «Etruskoizität» der rätischen Inschriften gegenüber. Die Texte im Alphabet von Sondrio hielt er für etruskisch; bei den Inschriften im Alphabet von Sanzeno (Bozen) allerdings ging Pauli von einem «mundartlich gefärbten Etruskisch» aus oder erkannte zumindest wiederholt «nichts Unetruskisches». (75) Sich dem Zwang der von ihm behaupteten «Tatsachen» beugend, erklärte er trotz seines bis zu diesem Zeitpunkt gehegten Zweifels Rätien für etruskisch. (76) Zustimmung erhielt Pauli, der von seiner These auch später nur geringfügig abwich, natürlich aus Italien; vornehmlich Oswald Menghin (in einer Publikation aus dem Jahr 1914) schloss sich seiner Meinung an und wollte grosse Teile Südtirols bis zur römischen Eroberung als etruskisches Gebiet verstanden wissen.

Der Verfasser der PID, Joshua Whatmough, war ein eindeutiger Gegner der Etruskerhypothesen. Seine Untersuchungen zu den Ausgrabungen von Magrè (veröffentlicht 1923) führten ihn zum Schluss, die Räter seien eine Art unter etruskischen Einfluss geratene Urbevölkerung gewesen. (77) Er erklärte das mit zwei Beobachtungen, erstens mit dem bei etruskischen Inschriften unüblichen Vokalreichtum der rätischen Inschriften, und zweitens mit dem häufigen Vorkommen italischer, illyrischer und keltischer Wurzeln und Formative im Namensystem der Inschriften von Magrè.

Bei Robert von Planta (1929) finden wir eine recht differenzierte Betrachtungsweise des Räterproblems. Von Planta wehrte sich dagegen, die Räter den Etruskern beizustellen, brachte aber auch Argumente für eine Verwandtschaft der beiden Völker vor. In einer Inschrift von Sondrio (ESIAL LEPALIAL) sah er «geradewegs den etruskischen ÇGenitivē auf -al»; (78) bei den Inschriften von Magrè dachte er «an eine südrätisch-etruskische Mischsprache, bei einigen Stücken vielleicht direkt an Etruskisch»; (79) ausserdem verglich er den auf einer Bozener Inschrift gefundenen mutmasslichen rätischen Personennamen PERISNATE mit dem von Pauli postulierten etruskischen Namen PERISNEI. (80) Für Planta war es jedenfalls klar, dass «an vielen Orten des südrätischen Gebiets Etrusker in kleineren Gruppen, vielleicht sogar in geschlossenen Ansiedlungen» (81) sassen.

Eine völlig neue Art und Weise, die Etrusker mit den Rätern in Verbindung zu bringen, findet sich in den Publikationen Paul Kretschmers (ab 1932). Er ging davon aus, das Rätische und das Etruskische (sowie das Tyrrhenische und das Pelasgische) seien nicht indogermanische Sprachen gewesen, sondern Abkömmlinge eines rätotyrrhenischen Sprachstammes, der wiederum auf ein Protoindogermanisch zurückgehe, aus dem sich parallel das Urindogermanische mit seinen späteren indogermanischen Einzelsprachen entwickelt habe. Das Rätische der Inschriften steht nach Kretschmer bereits an der Schwelle der Indogermanisierung und weist dementsprechend viele aus indogermanischen Nachbarsprachen übernommene Züge auf. Erstes Ziel der Hypothese Kretschmers ist es, widersprüchliche Theorien über die Herkunft des Etruskischen auf einen Nenner zu bringen - einerseits die Behauptung, die Etrusker seien aus Kleinasien nach Italien gelangt, andererseits die These, sie seien in Italien autochthon gewesen. (82) Um diese Absicht zu erreichen, postulierte Kretschmer die Existenz eines Volks der Rasennen, ein in Italien uransässiges Volk, das mit den später eingewanderten Etruskern eng verwandt gewesen sein soll. (83) Die Sprache dieser Rasennen setzte er mit der Sprache der Räter gleich. (84)

Eine wiederum «konservative» Ansicht, in erster Linie gegen Whatmough gerichtet, vertrat Rudolf Thurneysen (1933). Er weigerte sich, dessen Behauptung, die Räter seien ein Konglomerat aus keltischen, illyrischen und etruskischen Einflüssen, anzuerkennen, und setzte sich von neuem dafür ein, das Rätische als etruskischen Dialekt zu betrachten. (85) Er verwies vor allem auf die Inschriften PID 227 und 228, in denen möglicherweise die rätische Variante des etruskischen «zinace» vorkommt; ausserdem sah er wie Planta in rätisch «-al» ein etruskisches Suffix. Thurneysen erkannte auch das von Whatmough vermutete Westindogermanentum der Räter nicht an.

Gerade solche Erkenntnisse wie die bei Thurneysen genannten wollte der Verfasser des in der Zeitschrift «Glotta» publizierten «Literaturbericht 1930-1933» zu den italischen Sprachen, Emil Vetter, in seinen Schriften nicht akzeptieren. Sie verlieren seiner Meinung nach bei genauerer Betrachtung stark an Überzeugungskraft. Vetter war ausserdem der Meinung, die dialektalen Unterschiede zwischen den Inschriften im Alphabet von Magrè und denjenigen im Alphabet von Sondrio (Val Camonica etc.) seien zu gross, um beide dem Oberbegriff «Rätisch» zuordnen zu können. (86)

Johannes Hubschmied, einer der bekanntesten Schweizer Sprachwissenschaftler, beschäftigte sich ebenfalls mit dem Räterproblem. In seinem 1948 im Bündner Monatsblatt erschienenen Aufsatz «Alte Ortsnamen Graubündens» entpuppte er sich als eindeutiger Gegner der Etruskertheorien. Er definierte das Rätische als «eine vom Etruskischen unberührte, nicht

keltische Sprache von Stämmen, die zur Römerzeit das Gebiet des heutigen Kantons Graubünden und benachbarte Gebiete, nämlich die Ostalpen, bewohnten.» (87) Das Rätische war für ihn ausserdem eine indogermanische Sprache, die sich lautlich als dem Lateinischen, Griechischen und Slawischen verwandt erweisen soll. (88) Seine Abneigung gegenüber der Behauptung, die Räter seien etruskischer Abstammung, begründete er mit seiner und Plantas Ortsnamenforschung: «Von keinem Ortsnamen Graubündens lässt sich Zusammenhang mit etruskischem Sprachgut wahrscheinlich machen.» (89)

Der ganz in der italienischen Forschungstradition stehende Giovan Battista Pellegrini veröffentlichte in den 50er Jahren mehrere Arbeiten zur rätischen Sprache, er behandelte unter anderem die 1947 gefundenen Kleinbronzen von Sanzeno, deren Inschriften er zu deuten versuchte, und die Inschrift auf dem Gürtelblech von Lothen. (90) Grundsätzlich unterstützte Pellegrini die Theorie, das Rätische sei eine nordetruskische Sprache. Auch er erkannte in den rätischen Wortformen tinace resp. zinace (IR 14) und tinac (IR 23) (91) dasselbe etruskische «zinace», das auch andere vor ihm bereits in den rätischen Inschriften von Magrè (PID 227, 228, 231) erkannt hatten. Die meisten anderen Bestandteile der Inschriften von Sanzeno erklärte Pellegrini, in der Annahme, es handle sich bei den Kleinbronzen um Votivgaben, als Namensformen der Spender und der beschenkten Gottheiten. Er schloss dabei allerdings nicht aus, dass «la lingua delle iscrizioni possa contenere elementi indeuropei (illirici, venetici, celtici).» (92) Ein weiterer Hinweis auf die Etruskoizität der rätischen Inschriften war für Pellegrini das Fehlen des Graphems «o» in eben denselben. Er vermutete, das «o» sei, wie im Etruskischen, zu «u» geworden. (93) Behielt Pellegrini seine Ansichten vorerst noch bei, beispielsweise in seiner mit Carlo Sebesta verfassten Publikation der Hirschhorninschriften von den Montesei di Serse, (94) wurde er im Laufe der Jahre vorsichtiger und hielt schliesslich im Jahr 1969 sogar fest: «E' vero che si è cercato di ritrovare riscontri etruschi più o meno convincenti, ma essi si rivelano in realtà, tranne in pochissimi casi, assolutamente malfidi ed ipotetici.» (95)

1959 publizierte Simonett seinen Fund von Raschlinas im Bündner Monatsblatt. Erste Reaktionen erschienen noch im gleichen Jahr. Annemarie Dilger-Fischer wurde durch den Fund Simonetts veranlasst, die Existenz von Etrusker-Nachkömmlingen sogar für Graubünden selbst zu vermuten: «So ist auch die Auffindung eines etruskischen [diese Behauptung ist nicht erwiesen!] Grabsteines im Bereich Graubündens kein blosser Zufall, sondern die Bestätigung eines ethnologischen Vorganges, der für die Etrusker schicksalsbedingt war: Sie fanden in den Hochtälern Graubündens die bleibende Stätte für ihren Lebens- und Wirkungsbereich.» (96) Ins gleiche Horn stiess zwei Jahre später auch Giusep Capaul in seinem Aufsatz «Ils Rets». (97) Er wiederholte dabei recht genau die Ansichten, die bereits bei den antiken Schriftstellern Livius, Pompejus Trogus und Plinius vertreten wurden, und durchsetzte sie mit seiner eigenen Meinung als Laie. (98)

1962 publizierte der österreichische Ortsnamenforscher Hermann Ölberg seine Arbeit über das vorrömische Ortsnamengut Nordtirols. In der Geschichte dieses Forschungszweiges waren in Tirol bereits verschiedene Meinungen zum Ursprung der Ortsbezeichnungen geäussert worden; im 19. Jh. hatte Ludwig Steub erfolglos versucht, sie mit Hilfe des Etruskischen zu deuten; später führte der Panillyrismus des Innsbrucker Sprachwissenschaftlers Friedrich Stolz im speziellen und der österreichischen Forschung im allgemeinen zu einer eindeutigen Überbetonung der illyrischen Elemente in den Ortsnamen. Ölberg gelang es, sich von diesen Strömungen zu lösen und neue Resultate zu erreichen. Er vermutete in seinen Schriften

indogermanischen Ursprung der Siedlungs- und Flurbezeichnungen, wobei die Namen seiner Meinung nach aus mindestens zwei lokalen Kleinsprachen und zu einem gewissen Teil auch aus dem Keltischen stammen. (99) Bezüglich der Räter in Tirol unterschied Ölberg zwischen einem «Räter» genannten Volk, dem er etruskischen Ursprung durchaus zubilligte, und den tatsächlichen Ureinwohnern des ostalpinen Raums, die die Urheber der von ihm erforschten Ortsnamen gewesen sein sollen und für die er diese etruskische Herkunft als nicht erwiesen ansah. (100) Er schlug in einer Publikation aus dem Jahr 1971 sogar vor, diesen Tiroler Volksstamm nicht zu den sogenannten Rättern zu zählen, sondern sie viel mehr «Breuni» und ihre Sprache «breonisch» zu nennen, in Einklang mit den Schriftstellern der Antike, die im Gebiet des heutigen Nordtirol ein Volk der Breonen ansässig wussten. (101)

Ein sehr kritischer und skeptischer Beitrag zur Räterforschung stammt von Ernst Risch. Risch, renommierter Sprachwissenschaftler an der Universität Zürich, war kein eigentlicher Fachmann in Räterfragen; trotzdem liess er es sich nicht nehmen, den Stand der wissenschaftlichen Arbeit zu Beginn der 70er Jahre schonungslos zu beleuchten. Seine Statements sind von starkem Pessimismus geprägt; er liess keine Zweifel daran offen, dass er eine Lösung des Räterproblems in nächster Zukunft nicht für möglich hielt. Nicht nur stuft Risch den Umfang und die Aussagekraft der Inschriften als ungenügend ein, nein, auch die Resultate der Namenforschung wollte er ihrer spekulativen Natur wegen nicht anerkennen (s. Kapitel A II. und A III.). In seinem Artikel «Die Räter als sprachliches Problem», erschienen zuerst 1970 im Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, dann 1971 mit aufgenommen in Band 10 der Schriftenreihe des Rätischen Museums, schliesslich, neubearbeitet, 1984 in Band 28 derselben Reihe publiziert (mit einigen aktuellen Ergänzungen), befasste Risch sich auch mit der sprachlichen Verwandtschaft des Rätischen mit dem Etruskischen. Einige Elemente der rätischen Sprache, die er im übrigen für sicher nicht indogermanisch hielt, «erinnern» ihn ans Etruskische, was für Risch aber nicht heissen muss, dass «sie etruskisch ist. Dafür sind die Unterschiede zu gross. Verschiedene Endungen des Rätischen fehlen dem Etruskischen, von den unbekanntem Wörtern nicht zu sprechen. (...) Nach dem, was man mit einiger Sicherheit sagen kann, sieht es auch keineswegs so aus, als ob das Rätische aus dem Etruskischen entstanden wäre. (...) [Man wird] am besten annehmen, dass sie sich aus einer gemeinsamen Grundsprache entwickelt haben.» (102) Wie Whatmough erkannte auch Risch im Vokalreichtum der rätischen Sprache ein Argument gegen ihre mutmassliche Etruskoizität. Was das Verbreitungsgebiet des Rätischen anbelangt, sah Risch dessen Zentrum vor allem entlang der Brennerroute gelegen; für die Bündner Alpen hingegen bemass er - in Anbetracht der archäologischen Situation - die Wahrscheinlichkeit, zum rätischen Sprachgebiet gehört zu haben, als äusserst gering. (103) Im grossen und ganzen könnte man die Äusserungen Rischs als durchaus vage bezeichnen; doch gerade diese Vorsicht in der Beurteilung der vorhandenen Tatsachen ist ihm positiv anzurechnen. Die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzten zwanzig Jahre haben seine pessimistischen Ansichten keineswegs entkräften können.

Ein in der Räterfrage ebenso vorsichtiger Forscher wie Risch war Aldo Luigi Prodocimi. Mitte der 70er Jahre definierte er das Rätische als die Sprache der vorrömischen norditalienischen Inschriften, die nicht lepontisch, nicht venetisch und nicht kamunisch sind und nicht im Alphabet von Sondrio (dem der sog. «westrätischen» Inschriften) verfasst worden sind. Prodocimi hielt dialektale Unterschiede auch innerhalb einer durch ein Alphabet definierten Inschriftengruppe für möglich; andererseits vermutete er, dass auch Inschriften, die in unterschiedlichen Alphabeten geschrieben worden sind, dem gleichen Dialekt angehören können.

Was die Beziehungen des Rätischen zum Etruskischen angeht, deckten sich seine Ansichten mit denen Rischs. Prodocimi mutmasste allerdings, der unschwer festzustellende «etruskoide Beigeschmack» des Rätischen gehe vielleicht auch auf die gemeinsame Nicht-Indogermanizität der beiden Sprachen zurück. Auch den Einfluss durch simplen Sprachkontakt solle man nicht unterschätzen; er könne sich unter Umständen nicht nur auf Götternamen oder ähnliche kulturelle Phänomene beschränken, sondern sich auch auf Syntax und Grammatik erstrecken. (104)

So verschiedenartig die Resultate der Forschung hinsichtlich der rätisch-etruskischen Verwandtschaftsbeziehungen auch sein mögen - es lassen sich doch einige Erkenntnisse herausheben, die am Schluss dieses Kapitels als Fazit stehen mögen:

- Eine enge Verwandtschaft zwischen der rätischen und der etruskischen Sprache scheint nicht vorhanden zu sein. Weder stammt das Rätische direkt vom Etruskischen ab, noch lässt es sich erweisen, dass das Etruskische und das Rätische die gleiche Ursprache besitzen (wiewohl dies durchaus im Bereich des Möglichen liegt). Die ganz klar vorhandenen Ähnlichkeiten der beiden Sprachen müssen wohl vorläufig auf nachbarliche Sprachkontakte zurückgeführt werden. Die kulturelle Überlegenheit der Etrusker hat nicht nur zur Übernahme (und späteren Abwandlung) ihres Schriftsystems, sondern auch zu religiösen Parallelen geführt, die sich in den Weiheformeln der rätischen Inschriften niedergeschlagen haben. Ein Beitrag zur Klärung der Etruskerfrage lässt sich aus dem Rätischen bis anhin ebenfalls nicht gewinnen.

- Die Frage des Indogermanentums der Räter lässt sich durch die Bezüge zu den Etruskern nicht erhellen. Es bleibt prinzipiell fraglich, ob das Volk der Räter überhaupt in ein Schema «indogermanisch - nicht indogermanisch» eingefügt werden kann. Die ohne Zweifel vorhandenen ethnischen Überlappungen in den Ostalpen in vorrömischer Zeit erschweren eine solche Einteilung ungemein. Zu prüfen wäre die Frage, ob die rätische Sprache nicht vielmehr ein Konglomerat aus den verschiedenen sie umgebenden Einflüssen darstellt, seien sie nun aus indogermanischen, vorindogermanischen oder nichtindogermanischen Sprachen herstammend.

B. DIE FORSCHUNGSRISULTATE - EINE HYPOTHESENGESCHICHTE

II. Räter und Kelten

In der Geschichte der Räterforschung stand die Frage, ob die Räter Kelten seien, wohl zu recht nie ernsthaft zur Diskussion. Es ist hingegen von nicht geringem Interesse, auf welche Art und Weise und wie stark die Kelten die Räter beeinflusst haben. Das rätische Gebiet grenzte auf mehreren Seiten an keltisches; im Norden lebten die Vindeliker, im Westen die Helvetier, im Südwesten die Lepontier, nach ihrem Einbruch in Oberitalien auch die Gallier - alles keltische Stämme. Gerade für Graubünden stellt sich die Frage der keltischen Beeinflussung in besonderem Masse, wurden doch hier verschiedentlich Überreste keltischer Kultur festgestellt, man denke nur an die Grabstele von Raschlinas oder die Schnabelkanne von Castaneda, beide mit lepontischen Inschriften versehen; nicht zu vergessen auch die keltischen Überreste im Ortsnamengut, wie sie von Robert von Planta, Andrea Schorta und anderen konstatiert wurden. Ausserdem geht es hier auch um die Frage eines möglichen Indogermanentums der Räter: Stammen die indogermanischen Merkmale, die das Rätische in sich zu tragen scheint, vom Kontakt mit den sicherlich indogermanischen Kelten her, oder

ist die rätische Sprache per se indogermanischen Ursprungs? Es sei vorweggenommen, dass selbstverständlich auch hierauf noch keine sichere Antwort vorhanden ist, denn obwohl die keltischen Sprachen uns verhältnismässig gut bekannt sind, fehlen leider die Vergleichsmöglichkeiten auf rätischer Seite.

Wie in Kapitel A I. erwähnt, gibt es schon in der antiken Literatur eine Stelle, die auf eine Beziehung zwischen Rätern und Kelten hinweist; es ist Zosimos, der die Behauptung aufgestellt hat, die Räter hätten zu den keltischen Legionen gezählt - was aber auch heissen kann, sie hätten in diesen Legionen gedient, und damit ist seine Äusserung bereits relativiert. Alfred Toth weist noch auf eine zweite falsch verstandene antike Quelle hin: Pomponius Mela hat uns in seinem geographischen Werk «De chorographia» (ca. 43 n. Chr.) den Bergnamen «Retico» überliefert, dem - und somit auch dem Namen der Räter - später von vielen Forschern (105) fälschlicherweise keltischer Ursprung zugesprochen wurde. (106)

In einem NZZ-Artikel vom 7. März 1914 mit dem Titel «Die alten Räter und ihre Sprache», berichtend über den Vortrag eines Herrn Dr. Täuber vor der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft, wird der Spiess dann sogar umgedreht: Nicht nur soll das Rätische Wörter ins Lateinische geliefert haben, nein, auch die Kelten sollen Begriffe aus dem Rätischen übernommen haben, so z. B. das Wort «pala», aus dem im Latein und im Keltischen die Begriffe für «graben, Grabscheit, Spaten» (107) (nach Langenscheidt: pāla «Spaten», Etymologie ungeklärt) entstanden sein sollen. Täuber wollte diesen Stamm auch in franz. pelouse (Rasenfläche) entdecken und schloss daraus, «dass eine enge Verwandtschaft zwischen Keltischem und Rätischem bestanden haben müsse und doch keine Identität.» (108)

Robert von Planta (1929) ging nicht so weit wie Täuber und sprach den Rätern eine Verwandtschaft mit den Kelten ab, er hielt Ortsnamen wie Dardin (aus kelt. are dūnon «bei der Burg») oder Brianzols (Diminutivum von Brigantia) in Anbetracht anderer, völlig unkeltischer Ortsnamen (wie z. B. Plessur oder Padnal, mit anlautendem «p») für ungenügende Beweise einer solchen sprachlichen Verbindung. Die Kelten bildeten für ihn «offenbar nur eine vermögliche, kulturell überlegene Oberschicht» (109) im alten Rätien. In früheren Jahren scheint seine Meinung etwas anders gewesen zu sein; 1925 behauptete er in einem Vortrag, der erst 1938 in den Bündner Monatsblättern veröffentlicht wurde: «Die Beziehungen waren aber zweifellos viel engere als nachbarliche (...), so dass wir von Keltorätern oder Rätokelten sprechen können, wie von Keltoligurren [Lepontiern], Keltibérern usw. Das bedeutet, dass auch in die Sprache der Räter sehr viel Keltisches eindrang (...).» (110)

Hubschmied, der in seiner bereits erwähnten Definition des Rätischen deutlich darauf hingewiesen hat, dass die Sprache der Räter nicht mit dem Keltischen gleichzusetzen sei, hat weitere Wortgleichungen vorgebracht, die erkennen lassen, dass das Rätische Wörter aus dem Keltischen, speziell aus dem Gallischen, übernommen haben musste (s. Kapitel A III.). Insbesondere viele Flussnamen Graubündens (111) betrachtete er als aus dem Gallischen problemlos deutbar; ausserdem auch zahlreiche Siedlungs- und Geländennamen. Daraus schloss er ein hohes Alter der gallischen Präsenz in Graubünden. (112) Gemessen am Lautstand des Rätoromanischen kam er zum Schluss, das Gallische, und nicht etwa das Rätische, sei das massgebende Element in der rätoromanischen Sprachentwicklung gewesen. (113) Schliesslich glaubte er, ausgehend von der Beobachtung, dass gallische und wahrscheinlich rätische Flurnamen in denselben Tälern vermischt vorkommen, an ein gemeinsames, nachbarliches Leben von Rätern und Galliern in Graubünden, deren Sprachen er für «verwandt» hielt. (114)

Diese keltischen Elemente im Rätischen hat auch Pellegrini in seinem Überblick über die Forschungslage aus dem Jahr 1985 anerkannt, er spricht von «riscontri col celtico e col venetico» (115) und räumt die Existenz indogermanischer Bestandteile in der rätischen Sprache ein. Ein ähnlich keltenfreundliches Bild wie bei Hubschmied lässt sich allerdings in der neueren Forschung nicht mehr finden. Toth (1987), sicher ein wenig voreingenommen durch die Meinung seines damaligen «Lehrers» Brunner und dessen Semitentheorie, ist sogar der Meinung, die Räter seien mitunter deshalb mit den Kelten in Verbindung gebracht worden, weil sie bei den antiken Autoren oft mit ihren Nachbarn, den keltischen Vindelikern, in einem Zug genannt wurden. (116)

Aus den angeführten Beobachtungen lassen sich die folgenden Punkte herausfiltern:

- Räter und Kelten verbindet allem Anschein nach keine nähere verwandtschaftliche Beziehung. Ähnlichkeiten ergeben sich hier, wie beim Etruskischen, aus arealem und kulturellem Kontakt.

- Die von Täuber geäusserte Behauptung, das Rätische habe Sprachgut ins Lateinische und Keltische exportiert, scheint aufgrund der kulturellen Überlegenheit der Römer und Kelten recht unwahrscheinlich.

- Insbesondere im Gebiet des heutigen Graubünden haben sich keltische und rätische Kultur vermischt, wenn auch nicht in dem von Hubschmied vermuteten Ausmass. Verschiedene Fluss- und Ortsnamen sind Zeugen dieser Vermischung. Da Hermann Öberg für die rätischen Stammlande in Nordtirol und Oberitalien das Vorkommen keltischer Ortsnamen ebenfalls nachweist, ist eine ähnliche Situation, wenn auch in geringerer Ausprägung, auch für diese Gebiete anzunehmen.

- Auf eine Indogermanizität der rätischen Sprache lässt sich aufgrund der keltischen Einflüsse nicht schliessen; im Gegenteil, man muss unter Umständen damit rechnen, dass einige der indogermanischen Elemente im Rätischen nur aus dem Keltischen übernommen wurden und nicht aus dem Rätischen selbst stammen.

B. DIE FORSCHUNGSRÉSULTATE - EINE HYPOTHESENGESCHICHTE III. Räter und Illyrer

Beeinflusst vom Panillyrismus, den Gelehrte wie Friedrich Stolz ab 1892 in der linguistischen Forschung verbreiteten, erlagen auch einige sich mit der Räterfrage befassende Wissenschaftler der Versuchung, die unerklärliche rätische Sprache mit den Illyrern in Verbindung zu bringen. Unterstützt von den trügerischen Erkenntnissen der «illyrophilen» Etymologen, die einen grossen Teil der vorrömischen Alttiroler Ortsnamen aus der illyrischen Sprache deuteten, hielt sich eine Zeit lang die Hypothese aufrecht, die Räter seien unter starker illyrischer Beeinflussung gestanden oder seien gar mit ihnen verwandt gewesen.

Friedrich Stolz vertrat die These, im südlicheren Teil Alttirols hätten in vorrömischer Zeit durchaus Etrusker gelebt, es sei jedoch gegen Norden hin ein immer stärkerer illyrischer Einfluss vorhanden gewesen. Stolz griff dabei zurück auf die Behauptung Strabons, die Breuni oder Breonen, ein antiker Stamm Tirols, seien Illyrer gewesen (s. A I.). Derselben Meinung war u.a. auch Oswald Menghin (1914). Dem Namen «Räter» kam dabei nur mehr eine eingeschränkte Bedeutung zu, er war für Stolz ein blosser Sammelbegriff für alle in den «rätischen» Gebieten beheimateten Stämme. (117)

Im bereits erwähnten Bericht über das Täuber-Referat von 1914 (s. B II.) wurden ebenfalls

Mutmassungen bezüglich einer Verbindung zwischen dem Rätischen und dem Illyrischen angestellt: «Dr. Täuber findet zum mindesten eine Wesensverwandtschaft der Räter mit den anstossenden Illyriern und mit deren möglichen Nachkommen, den Albanern, auch einige überraschende sprachliche Berührungspunkte.» (118) Einige der in Graubünden gefundenen Bronzegegenstände hielt Täuber für verwandt mit auf dem Balkan ausgegrabenen Exemplaren. Ausserdem glaubte er an eine Übertragung von griechischen Wörtern via Albanisch-Illyrisch ins Rätische (resp. Rätoromanische). (119) Solche Hinweise, die (wie im gleichen Artikel erwähnt) von sprachwissenschaftlicher Seite heftig kritisiert wurden, betrachtete Täuber als ausreichend, um eine enge Beziehung zwischen Rättern und Illyrern zu postulieren.

Giuliano Bonfante stützte sich noch 1935 auf die Forschungen Stolzé und hielt das Rätische für einen illyrischen Dialekt. (120) Der Bündner Historiker Friedrich Pieth gab denselben Betrachtungen in seiner 1945 erschienenen Bündnergeschichte ebenfalls Raum: «Während die ältere Eisenzeit noch in Dunkel gehüllt ist, darf für die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. eine stärkere Einwanderung ins Rheingebiet und Engadin von Osten her angenommen werden. Nach den archäologischen Funden zu schliessen, waren es Leute venetoillyrischer Abstammung. Die Sprachforschung bestätigte diese Annahme, indem sie eine ansehnliche Zahl von Orts- und Flurnamen und landwirtschaftlichen Bezeichnungen als illyrischer Herkunft nachwies. (121) (...) Aus der Verschmelzung der illyrischen Einwanderer mit den bronzezeitlichen Urbewohnern ging die Bevölkerung des Rheingebiets und des Engadins hervor, die die Römer allgemein Räter nannten, die somit Bewohner verschiedener Abstammung einschloß.» (122) Pieth betrachtete den Begriff «Räter» also auch nur als Sammelbezeichnung für verschiedene Stämme, die weiter nichts gemeinsam haben mussten als ihr Wohngebiet.

Kreisförster Walo Burkart, der in den zwanziger Jahren mit Ausgrabungen in Graubünden begann und sicher in Kontakt mit Pieth stand, vertrat eine ähnliche Haltung. In einem Bericht über die Grabungen am Bot Panadisch in Bonaduz, publiziert in einem Bündner Monatsblatt von 1946, erkannte er den Rättern illyrische Herkunft zu, obwohl seine Grabungsergebnisse dagegen sprachen. Er begründete diese Annahme allein aus der vermuteten Illyrizität des Hügelnamens «Panadisch». Auf Grund seiner Überlegungen wollte er «die Niederlassung des Bot Panadisch nicht Leuten keltischer Abstammung, sondern einer Gruppe rätisch - illyrischen Volkes zuschreiben, das schon stark unter keltischer Beeinflussung gestanden hat.» (123) Damit beseitigte Burkart auch die Widersprüche zwischen seiner Illyrer-Theorie und den Funden von Bonaduz, die zwar einen starken keltischen, hingegen keinen illyrischen Einfluss zeigten. In den selben zeitlichen und kulturellen Rahmen ordnete er nicht nur die Ausgrabungen vom Bot Panadisch ein, sondern auch «die Siedlungen Grepault bei Truns und Lichtenstein bei Haldenstein (...), ferner das Refugium Lisibühl bei Untervaz, Jörgenberg bei Waltersburg, Muotta da Clüs bei Zernez, Muotta Chasté ebenda, das Padnal bei Susch, die Siedlung Las Muottas bei Lavin, die Botta Striera bei S-chanf (...)» (124) Die rätisch-illyrische Bevölkerung hatte sich also laut Burkart über den ganzen Kanton Graubünden ausgebreitet und dort ihre Spuren hinterlassen.

Ein weiterer Vertreter der Illyrer-Hypothese war P. Flurin Maissen. In seinem Aufsatz «Origin dils Rets, de lur patria e lur lungatg» (1965) ging auch er davon aus, die Urbevölkerung Graubündens habe sich mit den eingewanderten Illyrern vermischt oder sei durch diese gänzlich ersetzt worden, wobei die Einflüsse anderer Völker (Kelten etc.) ständig vorhanden gewesen seien. (125) Vielleicht sei es auch so gewesen, dass sogar nach 500 v. Chr. noch Illyrer in das Gebiet des heutigen Graubünden einwanderten und dadurch das illyrische Element

in das Gebiet des heutigen Graubünden einwanderten und dadurch das illyrische Element in Rätien zusätzlich verstärkten. (126) Maissen erkannte im Rätischen auch venetische Einflüsse und hielt fest, die Veneter seien möglicherweise ein Vorposten der Illyrer gewesen. Sollten es die Veneter gewesen sein, die die illyrischen Elemente nach Rätien gebracht hätten, so müsse man die rätische als eine veneto-illyrische Kultur bezeichnen. (127)

Die Äusserungen von P. Flurin Maissen waren bereits zu seiner Zeit überholt. Der Panillyrismus fand seit dem Ende der fünfziger Jahre in der seriösen Forschung keine Anhänger mehr; Rätien zusätzlich verstärkten. (126) Maissen erkannte im Rätischen auch venetische Einflüsse der Glaube an eine Ausbreitung der Illyrer über weite Gebiete Europas konnte sich aufgrund neuerer Forschungsergebnisse nicht länger halten. Ernst Risch betonte in seinem Aufsatz von 1970, nachdem man überall, auch in Rätien, Illyrer nachweisen zu können glaubte, sei diese Hypothese «gerade auch von ihren eifrigsten Vertretern aufgegeben worden: wir können, ja wir müssen sogar heute das Illyrische ganz ausserhalb unserer Betrachtungen lassen.» (128)

Die strikte Abwendung der Forschung von den Illyrer-Hypothesen erübrigt im Grunde die Zusammenstellung von weiterhin zu beachtenden Erkenntnissen. Trotzdem sei auf folgendes hingewiesen:

- Direkte sprachliche Verbindungen zum Illyrischen können dem Rätischen nicht nachgewiesen werden. Eventuell auftretende Ähnlichkeiten können Entlehnungen über andere Sprachen sein.

- Die Stellung des Venetischen als möglicher Vermittler zwischen illyrischem und rätischem Sprachgut kann nicht geklärt werden, solange über das Venetische selbst keine besseren Kenntnisse vorhanden sind.

- Möglich sind gewisse Beziehungen des Venetischen zum Slawischen. Sollte sich diese These bewahrheiten, sind slawische Einflüsse im Rätischen durchaus denkbar. (129)

B. DIE FORSCHUNGSERGEBNISSE - EINE HYPOTHESENGESCHICHTE

IV. Räter und Semiten

Eine Theorie, die in den achtziger Jahren einigen Wirbel erzeugte, war die von Linus Brunner aufgestellte Hypothese, die Räter seien ein semitisches Volk gewesen. (130) Brunners Behauptung fand in Privatgelehrtenkreisen (131) zwar Anklang, wurde aber von der Sprachwissenschaft zu Recht fast durchwegs abgelehnt.

Der Altphilologe Brunner beschäftigte sich bereits seit den sechziger Jahren mit semitischen Sprachen. 1969 publizierte er eine Arbeit zu den «gemeinsamen Wurzeln des semitischen und indogermanischen Wortschatzes». Sein Interesse für das Rätische schien sich erst später zu zeigen; erste Veröffentlichungen zum Thema «Rätisch und Semitisch» tauchten ab 1981 auf. Brunner meinte zu seiner vermeintlichen Entdeckung: «Es war eine grosse Überraschung, als ich feststellen musste, dass die rätischen Inschriften eindeutig eine semitische Sprache verraten, am nächsten verwandt mit den ostsemitischen Sprachen, dem Akkadischen (in Mesopotamien) und Arabischen. Es ist aber ein aussichtsloses Unterfangen, das Rätische allein mit Hebräisch erklären zu wollen, denn der grösste Teil des Wortschatzes und insbesondere die Grammatik sind ostsemitisch, am ehesten akkadisch.» (132) In seiner ersten diesbezüglichen Arbeit, erschienen in der Reihe «Epigraphic Society Occasional Publications» (ESOP) in San Diego, führte Brunner eine Reihe rätischer Wörter auf, die durch das Rätoromanische

bewahrt wurden, und erklärte sie mit semitischen Wortgleichungen; ein Jahr später verfasste er für die gleiche Reihe einen Artikel, in dem er erstmals rätische Inschriften zu übersetzen versuchte. Kurze Zeit später erschien ein Beitrag Brunners in den Bündner Monatsblättern, dessen Titel die rätische Sprache bereits als «entziffert» betrachtete. (133) 1983 veröffentlichte das renommierte Schweizer Fachblatt «helvetia archaeologica» einen weiteren Aufsatz Brunners, in dem er die Inschrift von Schuls (s. A II.) zu entziffern versuchte. (134) Er kritisierte an den bisherigen Entzifferungsversuchen vor allem die Tendenz, dass man «nach der Schablone der indogermanischen Sprachen vorging: 'XY hat dem Gott Z. diese Gabe gespendet.'» (135) In den rätischen Inschriften aber komme dieses Schema gar nicht vor, der Name des Spenders sei nirgends erwähnt. Den Gottesnamen hingegen fand er überall, und zwar in der Form «mein Gott XY»: «In den semitischen Sprachen spricht man einen Gott mit „mein Gott“ an, um damit auszudrücken, dass der Gläubige sich ausschliesslich an diesen Gott wendet.» (136) Dadurch erklärte er Formen wie «Riti» oder «Reitia» aus dem Semitischen als «meine Göttin Ritu».

Dieselbe Inschrift aus Scuol deutete er dann auch noch in einem Artikel in den Bündner Monatsblättern. Im gleichen Aufsatz beschäftigte er sich wieder mit den sowieso problematischen Orts- und Flurnamen, auf die er einen grossen Teil seiner Forschungen abstützte. Auch die Gottheiten des rätischen Heidentums wusste Brunner aus semitischen Wortgleichungen abzuleiten (BM 1/2 1984).

Mit der Zeit regte sich auch erster Widerstand gegen Brunners Theorien. Vor allem Ernst Risch, der bereits 1983 in einem Artikel im Tages-Anzeiger gegen Brunner Stellung bezogen hatte, kritisierte dessen Versuche, das Rätische mit Hilfe des Semitischen zu deuten, in der Neubearbeitung seines Räter-Aufsatzes von 1984. Risch bemängelte zu Recht, dass Brunner bei seinen Etymologisierungsversuchen nicht nach den Regeln der internen Kombination vorgegangen war, d.h. dass er seine Resultate nicht aus den Inschriften und dem Zusammenhang, in dem sie stehen, gewonnen hat, sondern nach der veralteten etymologischen Methode, (137) die «von aussen her eine Übersetzung an die Inschriften heran» (138) trägt. Ausserdem sei Brunner von veralteten und überholten Lesungen ausgegangen und scheinbar neuere Literatur zum Thema nicht zu kennen. Brunner erwiderte die Kritik im letzten Abschnitt einer Publikation in der Zeitschrift «helvetia archaeologica» (Brunner 1985). Er wies darauf hin, dass gerade die Indogermanistik, deren Vertreter Risch ja war, ihre wichtigsten Resultate mit Hilfe der etymologischen Methode erreicht hatte; zudem behauptete er, seine Vorgehensweise entspreche sehr wohl derjenigen der internen Kombination - «wie könnte man anders ganze Inschriften übersetzen und die Grammatik gewinnen?» (139)

1986 stellte sich ein weiterer Gegner Brunners neben Risch, der Sprachwissenschaftler Johannes Hubschmid: «Der Hauptfehler Brunners besteht darin, dass er nicht zunächst die (...) Schlussfolgerungen seiner Vorgänger anhand des schriftlichen Materials (und nicht des Semitischen) zu modifizieren oder zu widerlegen versucht. Sein Vorgehen ist daher unwissenschaftlich. Er arbeitet nur mit vagen Anklängen an den Wortschatz semitischer Sprachen. (140) (...) Bei aus dem Semitischen erklärten Substratwörtern des Rätoromanischen und benachbarter Sprachen, deren Sinn wir kennen, werden bisherige, naheliegendere Verknüpfungen mit anderem Sprachgut gar nicht erwähnt. Für gewisse ganz ungewöhnliche Bedeutungsentwicklungen, die er voraussetzen muss, gibt er keine Parallelen.» (141) Hubschmid gab aber zu, dass es vermutlich sprachliche Beziehungen des Indogermanischen zum Semitischen gegeben haben musste, «jedoch kaum im Sinne einer sehr alten Urverwandtschaft. Soweit

die [von Brunner] angeführten Wortgleichungen zu Recht bestehen, handelt es sich eher um alte Entlehnungen aus einer protoindogermanischen Sprache in eine protosemitische oder umgekehrt.» (142) Solche Vermischungen nahm er für den Vorderen Orient an, den Raum, in dem sich die beiden Sprachstämme berührt hatten. Die vom Orient ausgegangene Verbreitung der Haustierzucht habe sicher ihr übriges dazu getan, solche Entlehnungen weiter zu streuen; einen urgeschichtlichen Hinweis auf eine Einwanderung semitischer Stämme in Oberitalien und Rätien sei allerdings nicht vorhanden. Am Schluss seiner Ausführungen gegen Brunner betonte Hubschmid noch einmal die Unwissenschaftlichkeit der Brunnerschen Vorgehensweise und hielt fest, die von Brunner gegebenen Erklärungen seien unhaltbar. (143)

Am 3. Dezember 1987 starb Brunner. Die Zeitschrift «helvetia archaeologica» veröffentlichte nach seinem Tod einen weiteren seiner Artikel, die bis zu diesem Datum längste Auflistung semitisch gedeuteter Ortsnamen. In einem Nachwort der Redaktion findet sich, neben der Nachricht von Brunners Tod, die Meinung der Archäologie zu Brunners These, deren vorsichtige Wortwahl eine unterschwellige Kritik heraushören lässt: «Die Diskussion ist in Gang gekommen. Das ist gut so, denn jede Wissenschaft muss herausgefordert werden, damit sie sich bemüht, der Wahrheit näher zu kommen. Der Archäologe kann vorerst nur mit Interesse die Argumente und Gegenargumente zur Kenntnis nehmen. Er, der sie vom Fachlichen her nicht zu beurteilen vermag, kann lediglich hoffen, dass die Sprachwissenschaft einen Schritt weiter kommt. Das eigene archäologische Quellenmaterial lässt so kühne Spekulationen selten zu. (...) Daher bedeutet die These von L. Brunner eine anregende Provokation für die weitere interdisziplinäre Forschung.» (144) Von zentraler Bedeutung scheint aber der letzte Satz des Nachwortes zu sein, wenn man sich den manchmal etwas ruppigen Stil der Auseinandersetzung zwischen Brunner und seinen Gegnern vor Augen führt: «Nur sachliche - nicht subjektiv polemische (145) - Auseinandersetzungen der kompetenten Spezialisten werden uns der Wahrheit näher bringen.» (146) Mit dem Tod Brunners war die Auseinandersetzung keineswegs aus der Welt geschafft. An die Stelle Brunners trat Alfred Toth, der zusammen mit Brunner eine Bündelung der gesamten Theorien zur Verwandtschaft des Rätischen mit dem Semitischen zusammengestellt und kurz vor dessen Tod herausgegeben hatte - das Buch «Die rätische Sprache - enträtselt».

Der damalige Student Toth leistete darin eine gute Arbeit; seine kritische Darstellung der antiken Quellen zum Rätischen, die den ersten Teil des Buches ausmacht, ist eine willkommene Ergänzung bestehender Arbeiten. Brunner, der den zweiten Teil des Bandes besorgte, lieferte wenig Neues, vielmehr eine Zusammenfassung dessen, was er in seinen verschiedenen Artikeln bereits an anderer Stelle gesagt hatte; zusätzlich brachte er einen Abriss der rätischen Grammatik und Lexikologie und eine breit angelegte Bibliographie.

Diese erneute Publikation veranlasste schliesslich Andrea Schorta zu einer «kritischen Stellungnahme». Als Mitverfasser des «Rätischen Namenbuchs» lagen ihm vor allem die Ortsnamendeutungen Brunners schwer auf dem Magen: «Es sei eine Feststellung prinzipieller Art vorausgeschickt: Erfolgreiche Deutungsarbeit an Ortsnamen verlangt genaue Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten, der Ortsdialekte sowie Einsicht in möglichst alte urkundlich überlieferte Namenformen. (...) Diese Voraussetzungen waren bei Linus Brunner nur sehr teilweise erfüllt, so dass schon aus diesem Grund Fehldeutungen unvermeidlich waren. Wo Erklärungen aus der Werkstatt anderer wissenschaftlich ausgewiesener Etymologen über Bord geworfen werden, darf dies nicht ohne Begründung geschehen. Daran hat sich Brunner meist nicht gehalten.» (147) Schorta ging sogar soweit, Brunner das «Opfer einer eigentlichen Semitomane» (148) zu nennen. Die unübersehbare Betonung von heiligen Orten in den

Etymologien Brunners kommentierte Schorta mit den Worten: «(...) [man] kommt (...) zum grotesken Schluss, unser Land sei in der supponierten semitischen Periode von Kultstätten geradezu übersät gewesen. Damit ist wohl klar geworden, dass hier ein in die Irre führender Forschungsweg eingeschlagen worden ist.» (149)

Kurze Zeit später schrieb Toth eine «Kritische Stellungnahme» zu Andrea Schortas Buchbesprechung, in der er den verstorbenen Brunner zu verteidigen versuchte. Er wies - nicht ganz zu Unrecht - darauf hin, dass alle bis zu jenem Zeitpunkt erschienenen Meinungsäusserungen zu den Theorien Brunners sich auf eine Kritik der semitischen Ortsnamen-Etymologien beschränkten, dass sich hingegen noch keiner mit dem eigentlichen Kern der Brunnerschen Aussagen, mit den Übersetzungsversuchen der Inschriften, beschäftigt habe. Ausserdem wies er darauf hin, dass Brunner seine Ortsnamenforschungen nicht als Kritik am «Rätischen Namenbuch», sondern als dessen Ergänzung verstanden habe.

Die seriöse Forschung scheint sich tatsächlich bis heute nicht darum zu kümmern, die Theorien Brunners hieb- und stichfest zu widerlegen. Schumacher bedauert noch 1992, «dass diese Gedanken wenig Widerspruch hervorgerufen haben (...), zumal Brunner vor allem in archäologischen und landeskundlichen Zeitschriften publiziert hat und dort beträchtliches Aufsehen unter Laien, Heimatkundlern und Archäologen erregt hat.» (150)

Aus der ganzen Diskussion um Brunners Theorien kann man wohl nur schliessen:
- Semitische Elemente sind aufgrund uralter protoindogermanischer Verwandtschaftsverhältnisse im Rätischen zwar denkbar, eine direkte Verwandtschaft besteht jedoch nicht.

B. DIE FORSCHUNGSRISULTATE - EINE HYPOTHESENGESCHICHTE

V. Mediterran oder indoeuropäisch?

In diesem letzten Kapitel soll einer grundlegenden Frage nachgegangen werden: Waren die Räter Indogermanen, oder gehörten sie zu einer mediterranen Sprachgemeinschaft? Während die deutsche Indogermanistik seit Beginn der Räterforschung eher dazu neigte, die Räter in die Reihe der Indogermanen zu stellen, entstand in diesem Jahrhundert die vor allem in Italien vertretene Ansicht, die Räter seien Angehörige eines mittelmeerischen Sprachstammes, der nicht indogermanisch ist. Auch die «jüngere» Sprachwissenschaft, allen voran Ernst Risch, ist von der Nicht-Indogermanizität der Räter überzeugt. Die vielen Entlehnungen, die im Rätischen aber zu vermuten sind, werden eine definitive Zuordnung wohl sehr erschweren.

Der eifrigste Verfechter des Indogermanentums der Räter war gewiss Karl Felix Wolff. In seinen (beinahe programmatischen) Schriften versuchte er immer wieder hartnäckig, die Räter von einer mediterranen Abstammung abzugrenzen. Dazu verwendete er mit Vorliebe die Erkenntnisse der Rassenforschung; es existiert von ihm ein gross angelegter Aufsatz, veröffentlicht in der Zeitschrift «Der Schlern» im Jahr 1959, der sich der «Rassenkunde zur Grundlegung der Räterforschung» bedient. Das Ziel, das er sich dort setzt, kennzeichnet alle seine Veröffentlichungen: «Zweck dieser Arbeit ist die Erörterung der Frage, welche europäischen Rassen den Grundstock der alpenländischen Bevölkerung bilden, insbesondere ob die Räter, die vorrömischen Bewohner des alpenländischen Kerngebietes, Mediterrane waren (wie die Schule von Carlo Battisti behauptet) oder ob sie als bodenständige Mitteleuropäer

und (wie ich glaube) vorwiegend als Angehörige der Nordischen Rasse zu betrachten seien.» (151) Im folgenden Bericht entwickelte Wolff, basierend auf dem bereits damals umstrittenen «Längen-Breiten-Index» der Rassenforschung, seine Theorien und kam, unter Zuhilfenahme einer mendelistischen Analyse, zum Schluss, das (heutige) Volk des rätischen Alpengebietes bestehe «zu etwa 85% aus Angehörigen der Nordischen Rasse.» (152) Aus diesem Zahlenverhältnis folgerte er, die Indogermanen seien etwa um 2000 v. Chr. ins Alpengebiet eingedrungen und hätten sich dort niedergelassen; aus ihnen seien später die Ligerer, Räter, Veneter und Euganeer hervorgegangen.

In einer etwas älteren Arbeit hat sich Wolff konkret mit sprachwissenschaftlichen Problemen beschäftigt. Auch hier ging es ihm wieder darum, die Räter als (in seinen Augen wohl «überlegene» (153)) Indogermanen gegen die «teoria mediterranea», die er als «grosses glottologisches Lehrgebäude» bezeichnete, abzugrenzen. Wolff bezweifelte zwar nicht die Existenz einer «mediterranen Rasse» in den Alpen, wollte sie aber durch die eindringenden Indogermanen besiegt sehen: «Etwa um 2000 muss das ganze Randgebiet rings um den Alpenkörper schon von Indogermanen besetzt gewesen sein, die den Pflugbau mitbrachten und sich rasch vermehrten, so dass die alten Wildbeutersippen mediterraner und dinarischer Rasse bald in ihnen aufgingen oder sich in die Voralpen zurückzogen. Aber auch da folgte ihnen bald der indogermanische Bauer von allen Seiten nach, denn im Laufe des zweiten Jahrtausends wird das gesamte Bergland bäuerlich durchsiedelt, und die Sagen der Alpenbewohner zeigen uns heute noch das Nebeneinander von Bauern und 'Wilden'(!), das natürlich mit dem verschwinden der Wilden innerhalb des Bauernvolkes endigen musste.» (154) Zum Beweise dieses Indogermanentums führte Wolff Ortsnamen, noch lebendige Sprachreste und mythologische Begriffe an (155), die er nach seiner Etymologie deutete, wobei er v. a. darauf achtete, die von Anhängern der mediterranen Theorie aufgestellten Gleichungen zu widerlegen.

Ein weiterer Hinweis auf die Indogermanizität der Räter waren für den Bündner Volkskundler Hercli Bertogg die Bronzestatuetten in Pferdchenform, die z. B. bei den Ausgrabungen von Sanzeno zum Vorschein gekommen waren. Er verweist auf eine Stelle bei dem Historiker F. Altheim: «Für die Indogermanen ist vornehmlich das Pferd zur Ausdrucksform religiöser Gehalte geworden. Die Mediterranen huldigten dem Stierkult.» (156) Die Vertreter der in den dreissiger Jahren entstandenen mediterranen Theorie waren in erster Linie Battisti, Ribezzo und Pisani. Zu Carlo Battisti, der eigentlich ein Anhänger der Etruskertheorie war, muss vorausgeschickt werden, dass bei der Beschäftigung mit seinen Schriften aus den bereits erwähnten politischen Gründen (s. Kapitel B I. resp. Anm. 74) Vorsicht geboten ist. Battisti nahm an, im Neolithikum sei die älteste Besiedlung Südtirols durch vorindogermanische Stämme geschehen, also durch Menschen mediterranen Ursprungs. Diese vorindogermanische, unetruskische Sprachschicht habe sich im Rätischen, das er für das älteste Substrat hielt, und in der Toponomastik Südtirols erhalten; seltsamerweise bezeichnete aber Battisti gleichzeitig die Inschriften im Alphabet von Sanzeno (Bozen) und Magrè als nordetruskisch (im sprachlichen Sinne). Battisti unterliess es denn auch anzugeben, ob das Rätische bis zur Römerzeit tatsächlich noch in Gebrauch war. Als Sprache der Inschriften von Sanzeno (Bozen) und Magrè liess er es jedenfalls nicht gelten. (157)

Francesco Ribezzo unterstützte die Theorie Battistis. 1934 äusserte er die Meinung, Räter und Etrusker seien Abkömmlinge eines gemeinsamen mediterranen, präitalischen, nicht indogermanischen Substrates; dieses Substrat machte er aufgrund von vermuteten Sprachkontakten gar verantwortlich für die germanische Lautverschiebung, die er auf die Beeinflussung

durch eine mediterrane Lautverschiebung zurückführte. (158)

Vittore Pisani schliesslich schrieb 1935: «Se è lecito pronunciarsi sul carattere d'una lingua basandosi sulle scarse testimonianze che ci restano del retico, noi potremo dire che questo è una lingua preindoeuropea cui alcune isoglosse riattaccano al sostrato preindoeuropeo del ligure e del veneto, altre all'etrusco.» (159) Die Gemeinsamkeiten zwischen dem Rätischen und dem Etruskischen seien nicht das Resultat irgendeiner dialektalen Verbindung der beiden Sprachen, sondern seien entstanden aufgrund der Verwandtschaft der Völker im Mittelmeerraum, zu denen Pisani sowohl Räter als auch Etrusker zählte. Später definierte er das Rätische als «(...) una lingua epigrafica che aprioristicamente può esser intesa tanto come quella parlata nel secolo III-I a. Chr. solamente o prevalentemente dagli Etruschi immigrati in Val di Non e nel basso Bolzanino, quanto come quella generalmente usata in questa zona anche dai discendenti degli antichi preindoeuropei (...).» (160) Im Rätischen vorhandene indogermanische Elemente erklärte Pisani folgerichtig aus den Kontakten mit anderen im selben Raum ansässigen zweifelsfrei indogermanischen Völkern.

Im Zusammenhang mit der «teoria mediterranea» erwähnenswert ist auch die 1986 von Johannes Hubschmid geäußerte Vermutung eines «rätomediterranen» Volksstammes. Für die Zeit kurz vor der Eroberung Rätiens durch die Römer postulierte Hubschmid ein dreisprachiges Rätien, bewohnt von a) indogermanischen Rätovenetern (von Hubschmid auch «Parakelten» genannt), b) keltischen (ebenfalls indogermanischen) Galliern und c) «einem etruskoiden Volk, das wohl auf dem Meerweg, längs der Adria, nach Oberitalien und das östliche Rätien gekommen ist.» (161) In der Zeit vor der Besiedlung durch die Indogermanen aber haben Rätien nach Hubschmid Volksstämme bewohnt, die einen mediterranen Ursprung besessen haben und die er als «Rätomediterrane» bezeichnete. Diese Völker hatten aber keine einheitliche Sprache, «vielmehr hat man im Mittelmeergebiet verschiedene, miteinander nicht näher verwandte Sprachen anzunehmen, wie das Iberische (als Rest des Eurafrikanischen) und das Baskische mit iberischen Substratelementen, das mit dem Baskischen entfernt verwandte, aus dem Osten stammende Ligurische neben einem für die Alpen, Italien und die ganze Balkanhalbinsel charakteristischen Substrat, das vom Baskischen ganz zu trennende Etruskische mit Beziehungen zu altanatolischen (vorindogermanischen) Sprachen, und natürlich das im Vorderen Orient beheimatete Indogermanische und das Semitische mit dem Hamitischen, wozu das Altägyptische und die Berbersprachen in Nordafrika gehören.» (162)

Verbindungen dieser Sprachen untereinander und zum Rätomediterranen im Besonderen hielt Hubschmid aufgrund alter Wanderungsbewegungen für durchaus möglich. Beziehungen vermutete er hauptsächlich zum Ligurischen, Baskischen und zu «vorindogerm. Sprachen der Ostalpen sowie des südosteuropäischen und ostmediterranen Raumes - und des Kaukasus mit dem südlichen Randgebiet, wo das Urartäische überliefert ist.» (163) Anklänge an solche Sprachen im heutigen Rätoromanischen (164) führten Hubschmid dazu, für die vorrömische Zeit Rätiens eventuell sogar eine vierte Sprache anzunehmen - die Überreste der rätomediterranen Schicht.

Aus diesem letzten Kapitel lassen sich die folgenden möglichen Schlüsse ziehen:

- Eine Indogermanizität des Rätischen kann bis anhin nicht nachgewiesen werden. Offensichtlich sind zwar starke indogermanische Einflüsse, nicht nur sprachlicher, sondern auch kultureller Natur, die aber genau so gut von indogermanischen Nachbarvölkern stammen können und keine Rückschlüsse auf die eigentliche Natur des Rätischen zulassen.
- In den Orts- und Flurnamen des Ostalpengebiets finden sich Überreste vorindogermani-

scher Sprachen. Von welcher Natur diese Sprache oder ihr Volk war, lässt sich vorläufig nicht eruieren.

- Aufgrund der Wanderbewegungen und Handelsbeziehungen zum Vorderen Orient sind Entlehnungen aus Mittelmeersprachen denkbar. Wie eng allerdings die Sprachbeziehungen im mediterranen Raum tatsächlich waren, lässt sich nicht entscheiden.
- Die von Hubschmid postulierte Drei- oder Viersprachigkeit des rätischen Ostalpenraumes weckt Zweifel an der Existenz eines ethnologisch eindeutig beschreibbaren rätischen Volkes.

C. FAZIT

Nach all den Betrachtungen, nach all den Meinungen, die wir zum Rätischen vernommen haben, scheint die Schlussfolgerung nur eine pessimistische sein zu können. Etrusker, Kelten, Illyrer, Semiten, Indogermanen, Mediterrane - kein Vergleich hat der Räterforschung auf die Sprünge helfen können. Tatsächlich verspüre ich die Neigung, zu behaupten: das Rätische an sich gibt es nicht, so wie auch die Räter selbst nur ein Produkt der Römer zu sein scheinen. Auch Stefan Schumacher sieht das ähnlich, wenn er die Begriffe «Räter» und «rätisch» immer in Anführungszeichen setzt. Was wirklich existiert, sind Inschriften. Inschriften in einer Schrift, die «nordetruskisch» genannt wird; Inschriften, deren Alphabet je nach Fundort beträchtlich variiert. Es scheint offensichtlich (und nur natürlich), dass wir es mit mehreren Dialekten zu tun haben, und sie gehören nicht einmal alle zur gleichen Sprache. Letztlich «rätisch» (im bisherigen Sinn) sind nur die Inschriften in den Alphabeten von Sanzeno (Bozen) und Magrè. Doch die Resultate der verschiedenen Forschungsbemühungen verdecken die Sprache dieser Inschriften mehr, als dass sie sie enthüllt hätten. Deshalb stellt sich die Frage: Hat es das «Rätische» im Sinne einer einordnungsfähigen Sprache überhaupt je gegeben? Lässt sich entscheiden, ob die Sprache der Räter indoeuropäisch war oder nicht? Allein die Tatsache, dass so viele Forscher ihre so verschiedenartigen Resultate anhand der Überreste einer einzigen Sprache gefunden haben sollen, weist darauf hin, dass das Rätische, sofern es denn existiert hat, eine Mischsprache gewesen sein könnte, deren eigentliche Identität heute kaum mehr feststellbar ist. Und: War die Sprache der wenigen Schreiber, die die gefundenen Inschriften verfasst haben, identisch mit der tatsächlich gesprochenen Sprache Rätiens? Von solchen und ähnlichen Fragen lassen sich unzählige weitere finden, ohne dass eine Antwort in Sicht wäre. (165) An das Ende dieser Arbeit sei ein weiteres, den Stand der Dinge äusserst treffend erfassendes Zitat von Schumacher gestellt: «Und so scheint der Schluss aus bald 150 Jahren Forschung der zu sein, dass wir heute auf eine höhere Ebene des Nichtwissens gekommen sind, indem wir genauer definieren können, was alles wir nicht wissen und wieso wir es nicht wissen.» (166)

D. ANHANG

I. Anmerkungen

1: Hierzu auch Hubschmid 1986, S. 54f.: «Da man im westlichen Rätien keine «rätischen» Inschriften gefunden hat, ist eine Besiedlung dieses Gebiets durch dasselbe [d.h. in Oberitalien wohnhafte] «rätische» (...) Volk unwahrscheinlich.»

2: In: Schumann 1992

3: Die Historikerin Regula Frei-Stolba meint dazu: «Antike Historiker haben die Räter ohnehin nur insofern gestreift, als sie mit den Römern in Berührung kamen, d.h. bei Einfällen nach Norditalien. Für vertiefte Kenntnisse interessierten sie sich nicht.» (Frei-Stolba 1984, S. 8)

4: Polyb. Hist. IV, 6, 8; Plin. Nat. hist. 14, 67; Celsus 4, 12, 8; Verg. Georg. II, 95-6; Sueton Div. Aug. 77 (zusammengestellt von Toth in: Brunner / Toth 1987, S. 17)

5: Zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 28

6: Polybios Hist. IV, 6, 8 und IV, 6, 12 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 17)

7: Zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 28

8: Zitiert und übersetzt in: Schumacher 1992, S. 20

9: Horatius Flaccus 1985, S. 125

10: Horatius Flaccus 1985, S. 110

11: Das Volk der Stoni (oder Stoeni) wird ausser bei Strabon noch bei Plinius erwähnt (Nat. hist. 3, 134); weiter ist über sie nichts bekannt (nach: Frei-Stolba 1984, S. 18)

12: Brunner / Toth 1987, S. 22

13: Strabon Geogr. IV 6, 8 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 21f.)

14: Strabon Geogr. V 1, 6 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 21f.)

15: z.B. von Toth in: Brunner / Toth 1987, S. 23

16: So nimmt z.B. Frei-Stolba an, dass die Beschreibung des Rheinoberrlaufes in Geogr. IV 3, 3 ursprünglich von Poseidonios stammt und von Strabon korrekturlos übernommen wurde (Frei-Stolba 1984, S. 11)

17: Schumacher 1992, S. 20

18: Livius 1991, S. 232

19: Livius 1991, S. 233

20: Ovidius Naso 1963, S. 78

21: Plinius Secundus 1988, S. 96ff.

22: Plinius Secundus 1988, S. 94

23: Plinius Secundus 1988, S. 95

24: Frei-Stolba 1984, S. 9f.

25: Plinius Secundus 1988, S. 98

26: Plinius Secundus 1988, S. 106

27: Appian Hist. Rom. III 15 resp. III 84 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 14)

28: Brunner / Toth 1987, S. 14)

29: Zitiert und übersetzt in: Brunner / Toth 1987, S. 16

30: Dio Hist. Rom. 54, 22, 1 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 16)

31: Dio Hist. Rom. 39, 49, 1 (Zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 15)

32: Ammianus Marcellinus Res gestae 15, 4, 3 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 26)

33: Res gest. 22, 8, 44 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 26)

34: Claudius Claudianus, De bello Pollentino sive Gothico 26, 330f. (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 28)

35: Servius Grammaticus 1826, S. 48 (1, 243)

36: Zosimos 1679 (I, 52, 3)

37: Zosimos 1679 (5, 46, 2)

38: Zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 21

39: Iordanis Romana 180 (zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 36)

40: Frei-Stolba 1984, S. 11

41: Schumacher 1992, S. 22

42: Die Klassifizierung der Inschriften erfolgt nach: Conway / Whatmough / Johnson, The Pre-Italic Dialects of Italy [PID]; London 1933.

43: Dazu der Bericht von Mayr in: Der Schlern 32, 1958

44: Dazu der Bericht von Mayr in: Der Schlern 34, 1960

45: Eine Liste der Funde zwischen 1885 und 1914 bietet Schumacher 1992, S. 33f.

46: Siehe Anm. 42

47: In: Schumacher 1992

48: Zürcher 1982, S. 21

49: Mayr 1960, S. 311

50: Darauf verweist z.B. Durnwalder in: Durnwalder 1970, S. 11

51: Simonett 1959, S. 4ff.

52: Brunner / Toth 1987, S. 56

53: Gabathuler 1985, S. 31

54: Hubschmid 1986, S. 50

55: Risch 1970, S. 127

56: Es sei z.B. verwiesen auf Brunners Beitrag «Was lehren uns rätische Namen?» im Bündner Monatsblatt 3/4 1983, aber auch auf alle anderen Publikationen Brunners aus den 80er Jahren.

57: Risch 1970, S. 127

58: Hubschmid 1986, S. 60f.

59: Laut Simonett 1959, S. 3

60: Alle Beispiele nach Hubschmid 1948

61: Landfors 1990

62: Reimo Lunz postuliert sogar tiefergehende kulturelle Beziehungen zwischen Rätien und Etruskern: «Weitgehend einig sind sich die Forscher heute darin, dass das Rätische Alphabet auf das Etruskische zurückzuführen ist; die Frage aber, wie und auf welchem Wege die Übernahme der Schrift durch die alpinen Stämme erfolgte, muss dahingestellt bleiben. Selbstverständlich ist eine so bedeutsame Neuerung im geistig-kulturellen Bereich einer Gemeinschaft - wie sie die Einführung der Schrift darstellt - nicht einfach mit dem vagen Begriff des Kultureinflusses zu umschreiben. Es müssen hier schon unmittelbare Kontakte zwischen der geistigen Führungsschicht der beiden Gebiete auf dem Hintergrund einer gleichgestimmten Vorstellungswelt bestanden haben.» (zitiert in: Schumacher 1992, S. 98f.)

63: So z.B. die vielbemühte und oft diskutierte etrusk. Weiheformel «zinace»

64: Schumacher 1992, S. 21

65: Camenisch schreibt wörtlich: «Aus der Tatsache, dass Etrusker in Rätien sassien, haben manche Historiker auch gefolgert, die Einwanderung nach Italien habe auf dem Landwege, eben durch Rätien stattgefunden und bei diesem Anlasse seien einzelne Gruppen in den Alpen zurückgeblieben. Die erwähnte Erzählung des Livius und Plinius von der Verdrängung der Etrusker aus Italien durch den Galliereinfall erklärt aber das Vorhandensein von Etruskern in Rätien hinreichend, ja sogar einleuchtender, denn bei der Einwanderung von Norden her wäre kein plausibler Grund für das Zurückbleiben etruskischer Scharen in den rauhen rätischen Bergen zu finden, besonders dann nicht, wenn sie ausgezogen waren, um bessere Lebensbe-

dingungen zu suchen, die ihnen Italien in ganz anderem Masse bot als die Täler der Etsch, des Inn und der Adda.» (Camenisch 1921, S. 5)

66: «Dass in das Alpenland die Schrift von dem nächsten civilisirten Volk, also den Etruskern gebracht ward, ist sehr natürlich; allein wer darum den Alpenvölkern etruskische Abkunft zuschreibt, könnte mit ganz demselben Recht die Neger [sic!...], die englische Buchstaben brauchen, für Angelsachsen erklären.» (Mommsen, zitiert in: Schumacher 1992, S. 23)

67: Zitiert in: Schumacher 1992, S. 24

68: «Es ist darum auch kein Grund vorhanden, die Nachricht zu bezweifeln, dass die Etrusker, die vor dem Einfall der Kelten in Italien das Po-Gebiet beherrscht hatten, infolgedessen sich theils südlich nach Toscana zurückzogen, theils nordwärts in die Gebirge, wo, wie ein in Oberitalien einheimischer Schriftsteller der augusteischen Zeit [Livius] berichtet, sie noch um Christi Geburt ihre Landessprache bewahrten (...). (...) Für die Existenz dieser alpinen Etrusker lässt sich ferner noch anführen, dass seit kurzem im Tessin und in Graubünden [Iepontische] Schriftsteine und Münzen zum Vorschein gekommen sind (...); und dadurch gewinnt einiges Gewicht auch die Sage, die den Rätus (...) einen Etrusker nennt.» (Mommsen 1966, S. 21f.)

69: «Del quale furono primi abitatori gli Ibero-Liguri nell'età neolitica, però che qui, come in tutto il resto dell'Europa occidentale, si trovarono le caverne abitate da quell'antichissima gente che erasi sparsa per tutta l'Italia, lasciando ovunque le tracce de'suoi particolari costumi, e vivendo una vita randagia e libera fino alla venuta degli Italici.» (Oberziner 1883, S. 261)

70: «(...) questa popolazione se divide in varie famiglie, ognuna delle quali per la sua speciale posizione e pel contatto coi popoli, coi quali scambiava le sue industrie, assume un carattere particolare, e sebbene gli Etruschi, gli Umbri, gli Euganei e gli altri Italici nella prima età del ferro non siano ancora tanto cambiati da non poter lavvisare la loro origine comune (...).» (Oberziner 1883, S. 262)

71: «(...) più tardi gli Etruschi estendono la loro egemonia sopra la più gran parte della nostra penisola e quindi anche sopra la regione alpina. (...) Ma la venuta dei Galli da una parte, e dall'altra Roma, che di giorno in giorno aumentava il suo potere, fecero sì che questo popolo glorioso perdesse il suo potere sull'Italia (...).» (Oberziner 1883, S. 262)

72: «I Reti erano divisi in molte comunità, ciascuna delle quali avea il suo piccolo centro, ed era indipendente dalle altre, in modo che talora erano in guerra fra di loro, nè tutte si univano nel caso di un pericolo esterno, laonde in tempi diversi furono sottomesse dai Romani.» (Oberziner 1883, S. 261) «(...) i Reti non sono un popolo a sè, che pe' suoi caratteri si distinguano dagli altri che abitano l'Italia nostra, ma sono il complesso di parecchie sovrapposizioni etniche che ricevettero il nome comune di Reti probabilmente solo nel tempo abbastanza tardi degli Etruschi, ci conviene rintracciare queste varie civiltà nei monumenti.» (Oberziner 1883, S. XI)

73: Die Auseinandersetzung auf wissenschaftlicher Ebene verirrte sich auch auf deutsch-österreichischer Seite oft in einen ungewöhnlich aggressiven Tonfall: «Geschichtsschreiber und Antiquare haben den Tirolern in den Kopf gesetzt, ihr Ländchen sei der Ursitz der Etrusker gewesen (...). Auf den ersten Blick mag dieser Irrthum harmlos zu sein scheinen (...). Allein in Tirol (...) stellte sich in der jüngsten bewegten Zeit heraus, dass die Abstammungsfrage im wälschen Süden dieses Landes nicht auf die Studierstube der Gelehrten sich beschränke, sondern als festgewurzelte Überzeugung, dieser Landestheil gehöre, als ursprünglicher Wohnsitz des etruskischen Volkes, nicht zu Deutschland, tief ins Volk gedrungen sei (...). Die Wendung, welche diese rein wissenschaftliche Frage nahm, wurde vollends bedenklich, als die Diplomaten im Jahr 1848 den unverantwortlichen Verzicht auf die Lombardei verhandelten,

denn jetzt traten die Italiener mit der unverschämten Forderung hervor, Tirol bis zum Brenner abzutreten. Obgleich zuletzt das Schwert die gefährdete deutsche Südgränze wahrte, so droht dieser doch durch das Vordringen der italienischen Sprache in Deutschtirol immerfort eine Gefahr (...). Man war zu glauben berechtigt, dass die Deutschtiroler (...) auch nebenbei bedacht sein würden, das deutsche Element gegen den schlaue berechneten und gewandt durchgeführten Zerstörungsplan der Wälschtiroler zu schützen. (...) Es soll damit [d.h. mit dieser Publikation] einem (...) Irrthume der Geschichtswissenschaft begegnet, und, wofern dies gelingt, dem nationalen Interesse dadurch gedient werden. Es war des Österreichers Pflicht, an diese Aufgabe zu gehen (...).» (Koch 1853, S. 1ff.)

74: Hierzu Schumacher: «Carlo Battistis Forschungen sind ein gutes Beispiel dafür, wie wissenschaftliche Forschung von ideologischer Voreingenommenheit beeinflusst werden kann. Es war damals vor allem wichtig, zu beweisen, dass die wichtigsten Einflüsse und Veränderungen in Südtirol schon vor den Römern immer von Süden gekommen seien.» (Schumacher 1992, S. 49)

75: Nach Schumacher 1992, S. 29

76: «Zweifel ergaben sich lediglich daraus, dass Pauli nicht sicher war, inwieweit eine Nord-einwanderung der Etrusker wahrscheinlich wäre; dieses Dilemma hat er mit der Annahme von Çdoppelten Etruskern (...) zu lösen versucht, nämlich mit der Annahme, die Inschriften des Alphabets von Sondrio stammten von in den Alpen zurückgebliebenen Etruskern, die des Alphabets von [Sanzeno] Bozen von in die Alpen zurückgewanderten Etruskern.» (Schumacher 1992, S. 30)

77: «From the analysis of the Magrè inscriptions it would not be unreasonable to conclude that both they and the Trient-Bozen group represent the remnants of the speech of some tribe, the chief constituent of whose population was Western Indo-European (...) which had been at some period of its history affected by considerable Etruscan intermixture and influence.» (Whatmough 1923, zitiert in: Schumacher 1992, S. 38)

78: Planta 1929, S. 285

79: Planta 1929, S. 285

80: Planta 1929, S. 286

81: Planta 1929, S. 286

82: «(...) beide sich bekämpfenden Theorien, sowohl die herodotische, dass die Etrusker aus Kleinasien über andere Länder hinweg nach Italien gekommen seien, wie die auf Dionysos von Halikarnass beruhende, wonach die Etrusker, die sich selbst Rasennen nach ihrem Führer (also mit einem Gentilnamen) nannten, (...) in Italien autochthon waren, haben im Wesentlichen Recht.» (Kretschmer, zitiert in: Schumacher 1992, S. 44)

83: «Die Etrusker waren allerdings Einwanderer aus der Ägais, aber sie fanden bei ihrer Ankunft in Italien eine ihnen engverwandte Urbevölkerung vor, die von den eingewanderten Indogermanen überschichtet war und denen vermutlich der Name Rasennen zukam.» (Kretschmer, zitiert in: Schumacher 1992, S. 44)

84: «(...) Von der Sprache der etruskischen Einwanderer vor ihrer Verschmelzung mit der rasennischen Urbevölkerung und wahrscheinlich auch mit umbrischen Stämmen in Etrurien geben uns die tyrrhenischen Inschriften von Lemnos eine Vorstellung (...). Die Unterschiede der italisch-etruskischen Sprache von der lemnisch-tyrrhenischen müssen der Sprache der rasennischen Urbevölkerung auf Rechnung gesetzt werden (...). Andererseits lehren uns die rätischen Inschriften die Sprache der rasennischen Urbevölkerung in Norditalien unvermischt mit der der etruskischen Einwanderer kennen (...).» (Kretschmer, zitiert in: Schumacher 1992, S. 44)

85: «Aber dass sie [die Räter] eine etruskische Mundart sprachen, die gewiss nach der weiten

Trennung von der Hauptmasse der Etrusker eine Sonderentwicklung durchgemacht hatte und auch in den einzelnen Alpentälern unterschiedlich gewesen sein wird, zeigen ihre sprachlichen Denkmäler, soweit wir ihrer habhaft werden können.» (Thurneysen, zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 41)

86: «(...) [es scheinen] zwischen der westlichen Gruppe (Val Camonica und Veltlin) und der östlichen Gruppe (Nonsberg, Etschtal und Magrè) tiefgehende Unterschiede zu bestehen. Man wird daher gut daran tun, diese Sprachen nicht etwa unter «Rhaetisch» zusammenzufassen.» (Vetter, zitiert in: Schumacher 1992, S. 46)

87: Hubschmied 1948, S. 34

88: Hubschmied begründet diese Ähnlichkeit mit dem Erhalt von altem «p» (im Gegensatz zum Germanischen, wo «p» zu «f» geworden ist, und zum Keltischen, wo es geschwunden ist). Als Belege führt Hubschmied den Flussnamen Plessur, den Ortsnamen Plur, Plurs, den Personennamen Plinius (Plinius Maior stammte aus dem Rätien nahen Como) und das trentinische porca (Föhre) an. (Hubschmied 1948, S. 34)

89: Der gesamte Passus lautet wie folgt: «Auf die rätischen Stämme Graubündens trifft nicht zu, was antike Schriftsteller behaupten: dass die Räter von den Etruskern abstammen, ihre Sprache wie verdorbenes Etruskisch klinge. Am Südfuss der Alpen, vor allem an der Brennerroute, mag durch die Berührung der Etrusker mit Indogermanen eine Mischsprache entstanden sein, eine Art etruskisiertes Indogermanisch - die sogenannten rätischen Inschriften, die freilich ebensowenig sich deuten lassen wie die unzweifelhaft etruskischen, scheinen darauf hinzuweisen -, aber nicht im Flussgebiet der Donau und des Rheins. Von keinem Ortsnamen Graubündens lässt sich Zusammenhang mit etruskischem Sprachgut wahrscheinlich machen.» (Hubschmied 1948, S. 33f.)

90: Pellegrini vermutet, dass die Gürtelschnalle mit der Lothener Inschrift, deren Alphabet mit keinem der bekanntesten rätischen Alphabete in genaue Übereinstimmung zu bringen ist, gleichzeitig aber starke Ähnlichkeiten mit den Inschriften in den Alphabeten von Magrè und Sanzeno (Bozen), aber auch mit der Inschrift auf der Spada di Verona und denjenigen von Este aufweist, von einem in die Alpen geflohenen Etrusker herkommen könnte. (nach: Schumacher 1992, S. 59)

91: Beide Inschriften stammen aus Sanzeno.

92: Pellegrini, zitiert in: Schumacher 1992, S. 58

93: «Il retico, se lo consideriamo una lingua sostanzialmente etrusca o etruscoide, avrebbe operato, come l'etrusco, la fusione de o e u in u, e non avrebbe avuto necessità di ricorrere al complemento o, come le altre lingue preromane.» (Pellegrini, zitiert in: Schumacher 1992, S. 59)

94: «(...) la fonetica e la morfologia delle iscrizioni retiche è tuttora mal definibile ed il lessico contiene alcuni elementi etruscoidi.» (Pellegrini, zitiert in: Schumacher 1992, S. 71)

95: Pellegrini, zitiert in: Schumacher 1992, S. 72

96: Dilger-Fischer 1959, S. 161

97: Alfred Toth bezeichnet diesen Aufsatz als «sehr populäre und unpräzise Arbeit» und sagt zu Capauls Theorie, sie klinge «wie ein Märchen». (Brunner / Toth 1987, S. 42)

98: «Entourn igl onn 500 avon Cristus ein els penetrai sur las alps ellë Etruria ed ei sepatrunai dalla planira fritgeivla. La gronda part dils Etruscus seigi serendida encunter miezdi ellë Etruria. Ina outra part pli pintga seigi seretratga ellas Alps. Da lur menader Ret hagien els acceptau il num ÇRetsë. Lur lungatg etrusc svanescha plaun a plaun ella nova patria.» (Capaul, zitiert in: Brunner / Toth 1987, S. 42)

99: Nach Schumacher 1992, S. 88

100: «Mag auch den Rätern tuskischer Ursprung zugesprochen werden (...) und die Magrè-

Inschrift bei Schio (...) etruskische Formen beinhalten (thinake, tinace ist zweifellos identisch mit etrusk. zinake), so kann damit kein Argument für die eigentliche Alpenbevölkerung des ostalpinen Raumes wie Graubündens abgeleitet werden.» (Ölberg, zitiert in: Schumacher 1992, S. 89)

101: «Es wäre jedoch falsch, hier [d.h. an der Stelle der Ursprungssprache der vorrömischen Ortsbezeichnungen in Tirol] nun rätisch einsetzen zu wollen. Schon aus geographischen Gründen, denn rätisch hat Nordtirol ethnographisch nie, verwaltungstechnisch erst sekundär umfasst (...). Auch im sprachlichen Sinn wäre diese Benennung unangebracht, da es immer noch offen ist, wo diese Sprache gesprochen worden sein soll und welche Denkmäler ihr zuzuweisen seien (...).» (Ölberg, zitiert in: Schumacher 1992, S. 89)

102: Risch 1970, S. 132

103: «Die Uneinlichkeiten in sprachlicher Hinsicht, die wir aus allgemeinen Erwägungen als wahrscheinlich angenommen hatten, hat sich bei näherer Betrachtung bestätigt. Vermutlich war sie aber wesentlich grösser, als es die Inschriften ahnen lassen. Abgesehen vom Venetischen im Osten, können wir zwei grössere Gruppen unterscheiden, die lepontische Gruppe im Westen und die rätische der Brennerroute entlang. Mindestens ein weiteres Sondergebiet stellt die Val Camonica dar. Das Lepontische ist - wie auch das Venetische - sicher indogermanisch, das Rätische offenbar nicht. Vielmehr scheint es mit dem Etruskischen irgendwie verwandt zu sein. (...) Wie sehr ich mich selbst auch als Räter fühle, so muss ich doch als Sprachwissenschaftler leider festhalten, dass es höchst fraglich ist, ob im Altertum hier [d.h. in Graubünden] wirklich rätisch gesprochen wurde. (...) Überraschende Funde sind aber jederzeit denkbar.» (Risch 1970, S. 134)

104: Eine ausführliche Zusammenfassung der Aussagen Prodocimis findet sich in: Schumacher 1992, S. 72-78.

105: Toth erwähnt Vadian, Gilg Tschudi, Stumpf, Campell und Fortunat Sprecher.

106: Brunner / Toth 1987, S. 34f.

107: F. H. 1914, S. 1 (Feuilleton)

108: F. H. 1914, S. 1 (Feuilleton)

109: Planta 1929, S. 286

110: Planta 1938, S. 163

111: U. a. Rhein, Glenner, Albula, Maggia, Moesa, Inn, Clemgia, Spöl

112: «Dass so viele Flussnamen Graubündens gallischen Ursprungs sind, ist eine wichtige Feststellung; denn in den Namen grösserer Flussläufe ist überall ältestes Sprachgut erhalten. (...) Die Siedlungen der Gallier in Graubünden müssen in sehr alte Zeit hinaufreichen.» (Hubschmied 1948, S. 49)

113: «Und nach der Lautentwicklung des Rätoromanischen würde man nur auf gallisches, nicht auf rätisches Substrat schliessen: Robert von Planta hat (...) bewiesen, dass der Lautwandel û > ü, i im Rätoromanischen (...) gallische Lauttendenzen fortsetzt.» (Hubschmied 1948, S. 49)

114: «Gallier und Räter wohnten nicht nach Talschaften getrennt; in allen Tälern, in denen sich rätische Ortsnamen finden, finden sich auch gallische. (...) Gallier und Räter werden während Jahrhunderten neben einander gelebt haben, wie etwa in grossen Teilen Englands während Jahrhunderten Angelsachsen und Skandinavier neben einander lebten. (...) Auch in Graubünden werden Gallisch und Rätisch, verwandte Sprachen, sich angeglichen haben, wird vermutlich eine Mischsprache entstanden sein.» (Hubschmied 1948, S. 49f.)

115: Pellegrini, zitiert in: Schumacher 1992, S. 106

116: Nach: Brunner / Toth 1987, S. 35

117: Nach: Schumacher 1992, S. 30ff.

118: F. H. 1914, S. 1 (Feuilleton)

119: Täuber führt u.a. folgendes Beispiel an: gr. kokkinoV (scharlachrot) -> alban. kuki -> rätorom. cotschen (rot)

120: Nach: Schumacher 1992, S. 52

121: Pieth führt u.a. als Wörter mit illyrischer Herkunft auf: Plessur, Patnal, Andiaast, Peist, Vrin.

122: Pieth 1982, S. 9

123: Burkart 1946, S. 145

124: Brunner / Toth 1987, S. 38f.

125: «La tesa chëils Rets avon 2500 onns tochen tier la romanisaziun seigien Illirs po per gronda part esser gesta, schëins pren ella buca exclusivamein, mobein lai era restar lëinfluenza ded auters pievels circumdents en lur vigur relativa. (...) Il pievel che viveva en Rezia duront il temps dil bronz ed allëentschatta dil temps de fier ei vegnius mischedaus fermamein cun il pievel illiric e per part remplazzaus dil tuttafatg. (...) Imper anfladas celticas a Trun, Glion e Falera ein denton aschi caracteristicas chëins sto prender che leu vivevien in temps Celts ed Illirs in sper læauter.» (Maissen 1965, S. 142)

126: «Igl ei probabel chëei ha era dau immigraziuns illiricas el temps suenter 500 a. C. tochen tier læarrivada dils Romans. Quellas undas successivas han rinförzau e completau igl element illiric el pievel retic.» (Maissen 1965, S. 142)

127: «Per sligiar il problem dils Rets avon la Romanisaziun astgan ins buca emblidar ils Venets el nord dil Golf de Venezia. Ei para che quei pievel eri in avon-post dils Illirs ed ei po esser che la cultura illirica en Rezia grischuna derivi per part da quei pievel. (...) La cultura retica era ina cultura illirica che maunca el nord ed el sid dellas Alps. Ella sto esser vegnida per part dal Tirol meridional sur ils pass dell'Engiadina, per part sur igl Arlberg. Schëils purtaders de quei catsch illiric ein stai ils Venets, sche stuessen nus numnar quella cultura Çveneto-illiricaë.» (Maissen 1965, S. 144)

128: Risch 1970, S. 129

129: Risch weist darauf hin, dass «Wenden», der germanische Name für die Slawen, in direktem Zusammenhang steht mit dem Ausdruck «Veneter». Die Bezeichnung «lacus Venetus» für den Bodensee könnte darauf hindeuten, dass Veneter auch nördlich der Ostalpen gesiedelt haben. Eine Beziehung des Ostalpengebiets zu slawischen Völkern scheint also im Bereich des Möglichen gelegen zu haben. Maissen macht in seinem Aufsatz von 1965 auf die «slawische Sonorität» des Rätoromanischen aufmerksam. Vielleicht bestehen auch hier bisher unbekannte Zusammenhänge; vorläufig jedoch sind solche Betrachtungen reine Spekulation.

130: «Die bisher bekannten rätischen Inschriften zeigen deutlich, dass das Rätische eine semitische Sprache war, also mit Arabisch, Hebräisch und Akkadisch, der Sprache Babylons und Assyriens, verwandt, aber mit keiner dieser Sprachen identisch.» (Brunner 1983 (1), S. 3)

131: Geradezu hymnisch gefeiert wurden Brunners erste Artikel von Manfred Lichtenthal: «Die Bedeutung der Brunnerschen Übersetzungen überschreitet den Rahmen der bislang falsch interpretierten veneto-rätischen Inschriften. Sie setzen einen Markstein der Räterforschung. Zum erstenmal wurden die psychologischen Barrieren durchbrochen, die seit der Jahrhundertwende die deutsche Indogermanistik geschaffen hatte, die bis heute sowohl die Entschlüsselung des umfangreichen Reliktwortschatzes in den alpenromanischen Dialekten als auch seine Einordnung in das moderne Gesamtbild der europäischen Vorgeschichte blockierte. Ihre Vertreter in der Schweiz verwandelten die Räter in eine kollektive Unperson (...). Die aus der Grössenordnung der Lösung resultierende Vernetzung des entschlüsselten Wortschatzes (inkl. etymologisierende ÇSpada di Veronaë) belegt und sichert die Richtigkeit. (...) [Nun] hat die Räterforschung endlich die interdisziplinäre, erhellende Phase erreicht.»

(Lichtenthal 1982, S. 306ff.)

132: Brunner 1986, S. 2

133: Besonders interessant ist ein an dieser Stelle veröffentlichter Übersetzungsversuch einer Geräteaufschrift, worin Brunner den Rätern semitische Personennamen zuschreibt: PANIUN LASANUALE SUPIKU PERUNIES SKHAISPALA = «Ich, Ben Jonah, habe für den Brenner Samuel einen Schöpflöffel gegossen.» (Brunner 1982 (1), S. 164)

134: ATUKU RITI UNBIU interpretiert Brunner als «Meine Ritu, ich schenke Früchte (Beeren?)». Das mit «unbiu» scheinbar verwandte semitische Wort bedeutet aber eigentlich «Weintraube», woraus sich eine von Brunner zugegebene Schwierigkeit ergibt: In Scuol wuchsen wahrscheinlich auch zu jener Zeit, da die Inschrift - sofern sie denn wirklich eine ist - verfasst wurde, keine Weintrauben. Brunner stützt sich nun auf eine schriftliche Mitteilung Armon Plantas, der zu entnehmen ist, man habe bei den Ausgrabungen vor Ort eine verkohlte Beere gefunden, woraus Brunner folgert, das semitische Wort für Weintraube sei in Rätien generell für Beeren verwendet worden. Eine solche Vorgehensweise findet sich bei Brunner recht häufig; das vorliegende Beispiel soll nur einen Eindruck davon vermitteln, wie fragwürdig und hypothetisch Brunners Ergebnisse allgemein sind.

135: Brunner 1983 (1), S. 3

136: Brunner 1983 (1), S. 3

137: Prof. Johannes Friedrich beurteilt die etymologische Methode bereits 1954 folgendermassen: «Und so ist es wohl psychologisch verständlich, wenn etwa Etruskologen nur zu gern ihr Ohr dem Gleichklang liehen und unbekannte Wörter nach ähnlich klingenden bekannter Sprachen etymologisch zu deuten versuchten. Vor dieser Methode kann noch einmal nicht nachdrücklich genug gewarnt werden; denn sie folgt dem Prinzip, als wollte jemand das ihm unbekannt lateinische Wort laus ÇLobë nach dem deutschen Worte Laus (...) oder das neugriechische nä Çjaë nach dem deutschen Dialektwort nee Çneinë deuten.» (Friedrich 1954, S. 127); Prosdocimi verlangt (1976), es dürfe bei der Entschlüsselung des Rätischen einzig die interne kombinatorische Methode (oder die bilinguistische Methode nach Pallottino, d.h. mittels Sprachvergleich, basierend auf einer noch aufzufindenden bilinguen Inschrift, die denselben Text z.B. rätisch und lateinisch (resp. rätisch plus eine andere bereits bekannte Sprache) parallel darstellt) zum Einsatz kommen, die der internen Beweisführung unterworfen bleiben müsse (nach: Schumacher 1992, S. 78).

138: Risch 1984, S. 32

139: Brunner 1985, S. 71

140: Bezeichnenderweise ereifert sich schon Hercli Bertogg (1954!) gegen eine solche «Methode des Gleichklangs»: «Aber mit dem blossen Gleichklang ist nichts zu erreichen. Mit solcher Methode könnte ich sofort Çbeweisenë, dass das Rätoromanische eine altsemitische [!] Tochtersprache ist und die Romontschs Vollblutjuden sind. Hören Sie nur! Es gibt ein altsemitisches Wort GAT, aramäisch get, z. B. in Get schemaneh. Sage ich das einem Oberländerbuben, so versteht er das Wort GAT sofort, denkt aber eben an seine Katze statt an den semitischen Wortsinn: Garten. Oder das altarabische TAPUN! Nur heisstës im Oberland nicht Backofen, sondern - Hosenladen!» (Bertogg 1955, S. 177f.)

141: Hubschmid 1986, S. 52

142: Hubschmid 1986, S. 53

143: Nach Hubschmid 1986, S. 54. Hubschmid bestätigt ausserdem die Vermutung Rischs, Brunner kenne sich in der neueren Literatur nicht besonders gut aus: «Brunner hat keine Ahnung von meinen Arbeiten über die Substratelemente, insbesondere vorindogermanischen Ursprungs, welche die gesamte Romania und Nachbargebiete miteinschliessen, und wo auch von Beziehungen zum Semitischen und Hamitischen (Berberischen) und vor allem zum Bas-

kischen die Rede ist. Die von mir angewandte Forschungsmethode ist allgemein anerkannt; sie ist gänzlich verschieden von jener Brunners. Er operiert nur mit entfernten lautlichen Anklängen, ohne Detailforschung zunächst im Bereiche der Romania. Geradezu belustigend ist seine Erklärung von Alp, in Urkunden mlat. alpis ÇAlpweideë, aus dem semitischen Wort für ÇKuhë. In keiner Sprache wird eine Weide mit ÇKuhë, ÇSchafë oder ÇZiegeë bezeichnet (...).» (Hubschmid 1986, S. 54)

144: Brunner 1987, S. 55 (Nachwort)

145: Toth zitiert z.B. 1988 einen Ausschnitt aus dem TA-Artikel von Risch gegen Brunner: «Was er [Brunner] macht, ist absoluter Unsinn. Die Beispiele, die er bringt, sind einfach nicht ernst zu nehmen. Brunner ist auch kein Semitologe. Es tut mir leid, dass die Leute auf ihn hereinfallen.» (Toth 1988, S. 387)

146: Brunner 1987, S. 55 (Nachwort)

147: Schorta 1988, S. 248

148: Schorta 1988, S. 249

149: Schorta 1988, S. 260

150: Schumacher 1992, S. 94f.

151: Wolff 1959, S. 293

152: Wolff 1959, S. 310

153: Für die Indogermanen nimmt Wolff nur die fortschrittlichsten Kulturleistungen an: «[Sie lebten] nicht als Nomaden, sondern waren im Besitze des entwickelten neolithischen Landwirtschafts-Betriebes, d.h. sie waren Bauern, aber nicht mütterrechtliche Hackbauern mit Kleinvieh-, sondern vaterrechtliche Pflugbauern mit Grossviehzucht. Sie wohnten nicht in Höhlen, Gruben oder Zelten, sondern in gezimmerten Häusern (...).» (Wolff 1954, S. 191)

154: Wolff 1954, S. 193

155: Besonders interessant ist Wollfs Interpretation des Wortes «Zwerg»: «Dieser Begriff scheint ehemals im Alpenraume eine grosse Rolle gespielt zu haben, denn die tirolische Sage weiss viel von den ÇLorggenë und ÇNörgelenë zu berichten, die sich in den Bergwäldern herumgetrieben hätten. Der Wortstamm -orgg- geht auf romanisch orco, lat. orcus zurück und bedeutet Çunheimliches Wesenë. Ohne Zweifel handelt es sich dabei um eine Erinnerung an die verdrängten Wildbeutersippen, die mit ihrem scheuen, flüchtigen Wesen den indogermanischen Bauern unheimlich erscheinen mussten. In der Schweiz nennt man sie Çchlyne Lütë und ÇErdmannlië; in Graubünden erzählt man, sie hätten eine eigene Sprache gehabt und ÇBambaë habe ÇMannë bedeutet. Dieses Wort könnte aus einer Mittelmeersprache stammen, weil es mit seiner Häufung von Lippenlauten afrikanisch anmutet.» (Wolff 1954, S. 198)

156: Altheim, zitiert in: Bertogg 1955, S. 185

157: Nach: Schumacher 1992, S. 46ff.

158: Nach: Schumacher 1992, S. 49f.

159: Pisani 1935, S. 103

160: Pisani 1944, zitiert in: Schumacher 1992, S. 56

161: Hubschmid 1986, S. 57

162: Hubschmid 1986, S. 58

163: Hubschmid 1986, S. 58

164: Hubschmid vergleicht z.B. mittelbündn. tutona «Nacken», surselv. tatona mit port. touda «Hinterteil des Kopfes, Nacken», bask. tuturu «Spitze, Gipfel», alban. tutkë «Kopf» und tutull «Nacken» (Hubschmid 1986, S. 60)

165: Wichtige zu lösende Fragen finden sich aufgelistet in: Schumacher 1992, S. 256ff.

166: Schumacher 1992, S. 253

D. ANHANG

II. Bibliographie

- Bertogg H. Zum alträtschen Heidentum. In: JHAGG Nr. 82 (Jahrgang 1952), S. 1-39; Chur 1953.
- Bertogg H. Die alten Räter und die Schrift. In: JHAGG Nr. 84 (Jahrgang 1954), S. 167-192; Chur 1955.
- Bertogg H. Jupiter Felvennis. In: Der Schlern 31, S. 316-317; Bozen 1957.
- Brunner L. Die gemeinsamen Wurzeln des semitischen und indogermanischen Wortschatzes. Versuch einer Etymologie; Bern 1969.
- Brunner L. Rediscovering the Rhaetic Language. In: ESOP Vol. 9/212, S. 56-61; San Diego 1981.
- Brunner L. Die rätische Sprache entziffert. In: BM 7/8 1982, S. 161-165; Chur 1982.
- Brunner L. Langue rhétique - langue sémitique. In: Méditerranéa 8/82, S. 3-4; Carcassonne 1982.
- Brunner L. Rhaetic Inscriptions. In: ESOP Vol. 10/229, S. 1-4 (Preprint); San Diego 1982.
- Brunner L. Raetic Inscriptions in the Tyrol. In: ESOP Vol. 10/234; San Diego 1982.
- Brunner L. Entzifferung der rätischen Inschrift von Schuls. In: helvetia archaeologica 14/83-53, S. 3-13; Basel 1983.
- Brunner L. Was lehren uns rätische Namen? In: BM 3/4 1983, S. 75-78; Chur 1983.
- Brunner L. Das rätische Heidentum. In: BM 1/2 1984, S. 20-26; Chur 1984.
- Brunner L. Rätische Gefäss- und Votivinschriften. In: helvetia archaeologica 16/85-62, S. 63-71; Basel 1985.
- Brunner L. Die Sprache der Räter. In: Bündner Jahrbuch 1986, S. 1-7; Chur 1986.
- Brunner L. Unsere ältesten Orts- und Flurnamen sind arabisch-babylonischen Ursprungs. Die Räter und ihr sprachliches Erbe in der „Terra plana“-Region. In: Terra plana 3/87, S. 20-21; Mels 1987.
- Brunner L. Sprache und Ortsnamen der Räter. In: helvetia archaeologica 18/87-70, S.46-55; Basel 1987.
- Brunner L. / Toth A. Die rätische Sprache - enträtselt. Gossau 1987.
- Burkart W. Die rätische Siedlung ÑBot Panadischi bei Bonaduz. In: BM 5/6 1946, S. 129-149; Chur 1946.
- Camenisch C. Etrusker und Räter. Separatdruck aus: Engadin-Express Winter 1921; (o. O.) 1921.
- Decurtins A. / Stricker H. / Giger F. (Hgg.) Studis Romontschs 1950-1977. Bibliographisches Handbuch. Band 1: Materialien; Chur 1978.
- Dilger-Fischer A. Das etruskische Erbe. Eine ethnologische Studie. In: BM 5 1959, S. 156-161; Chur 1959.
- F.H. Die alten Räter und ihre Sprache. In: NZZ vom 7.3.1914, S. 1-2; Zürich 1914.
- Frei-Stolba R. Die Räter in den antiken Quellen. In: Das Räterproblem in geschichtlicher, sprachlicher und archäologischer Sicht (Nr. 28 der Schriftenreihe des Rätischen Museums); Chur 1984.
- Friedrich J. Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen; Berlin 1954.
- Gabathuler M. „Ich gebe ein Ziegenböcklein“. Zur Auffindung rätischer Votivsteine in Wartau. In: Terra plana 1/85, S.31; Mels 1985.
- Herbig G. Räter. In: Ebert, M. (Hg.) Reallexikon der Vorgeschichte, S. 23-27 (Bd. 11); Berlin 1927/28.
- Hubschmid J. Zur rätischen Sprachgeschichte. In: BM 3/4 1986, S. 49-61; Chur 1986.

Hubschmied J. Alte Ortsnamen Graubündens. In: BM 2 1948, S. 33-50; Chur 1948.
Koch M. Die Alpen-Etrusker; Leipzig 1853.
Landfors M. Einige rätische Fischbenennungen - Eine sprachliche Exkursion in die Vergangenheit. In: BM 5 1990, S. 384-391; Chur 1990.
Lichtenthal M. Europas Substrate beginnen zu sprechen. In: BM 11/12 1982, S. 306-308; Chur 1982.
Lichtenthal M. Enträtselte Herkunft und Sprache der Räter. In: BM 3/4 1983, S. 79-90; Chur 1983.
Maissen F. Origin dils Rets, de lur patria e lur lungatg. Il problem etnografic dils temps pre-romans. In: Igl Ischi 51 / 1965, S. 133-151; Chur 1965.
Mayr K. M. Rätische Votivinschrift vom Tartscherbühel bei Mals. In: Der Schlern 27, S. 365-366; Bozen 1953.
Mayr K. M. Hirschhornvotive aus den rätischen Bergen. In: Der Schlern 30, S. 245-246; Bozen 1956.
Mayr K. M. Hirschhornvotive mit rätischen Inschriften aus Mecllo (Mechel) am Nonsberg. In: Der Schlern 31, S. 230-231; Bozen 1957.
Mayr K. M. Hirschhornvotiv mit rätischer Inschrift aus Sanzeno am Nonsberg. In: Der Schlern 31, S. 426-427; Bozen 1957.
Mayr K. M. Hirschhörner mit etrusko-rätischen Inschriften aus S. Briccio di Lavagno (Verona). In: Der Schlern 32, S. 41-42; Bozen 1958.
Mayr K. M. Rätisch esi, esiunne = „dieser, dieser da“? Ein Beitrag zum rätischen Vokabular. In: Der Schlern 33, S. 337-338; Bozen 1959.
Mayr K. M. Die rätischen Felsinschriften von Steinberg in Nordtirol. Ein Beitrag zu ihrer Deutung. In: Der Schlern 34, S. 309-312; Bozen 1960.
Mayr K. M. Die rätische Weiheinschrift auf dem Schöpflöffel von Siebeneich bei Bozen. In: Der Schlern 34, S. 203-204; Bozen 1960.
Mommsen Th. Die Schweiz in römischer Zeit; Zürich 1966.
Oberziner G. A. I Reti in relazione cogli antichi abitatori d' Italia; Rom 1883.
Pisani V. La lingua delli antichi Reti. In: Tolomei E. (Hg.) Archivio per l' Alto Adige XIII 1. Teil; Gleno 1935.
Planta R. v. Das Vorrömische Rätien, sprachlich betrachtet. In: Praehistorische Zeitschrift Bd. XX, S. 285-287; Leipzig 1929.
Planta R. v. Sprachliches und Geschichtliches aus dem Domleschg. Vortrag, gehalten anlässlich der Landsitzung der Hist.-antiq. Gesellschaft in Fürstenu am 14. Juni 1925. In: BM 6 1938, S. 161-187; Chur 1938.
Risch E. Die Räter als sprachliches Problem. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte Bd. 55/70, S. 127-134; Basel 1970.
Risch E. Die Räter als sprachliches Problem. In: Das Räterproblem in geschichtlicher, sprachlicher und archäologischer Sicht (Schriftenreihe des Rätischen Museums Nr. 28); Chur 1984.
Rix H. Vorrömische Sprachen in Italien. In: Lexikon der antiken Welt, Sp. 1422-1425; Zürich 1990.
Roberti G. Deposito di bronzetti zoomorfi con iscrizioni nordetrusche rinvenuto a Sanzeno. In: Studi Trentini di scienze naturali 29 1950, S. 171-186; Trento 1950.
Schorta A. Eine kritische Stellungnahme zum Buch „Die rätische Sprache - enträtselt“ von Linus Brunner und Alfred Toth. In: BM 4 1988, S. 247-261; Chur 1988.
Schumacher S. Die rätischen Inschriften. Geschichte und heutiger Stand der Forschung; Innsbruck 1992.

Simonett C. Die nordetruskische Inschrift von Raschlinas bei Präz. In: BM 1/2 1959, S. 1-7; Chur 1959.
Steub L. Über die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern; München 1843.
Thöni G. P. Surmeir vor und zur Römerzeit. In: Jahrbuch Mittelbünden 1987; Chur 1986.
Tibiletti Bruno M. G. Germani, Reti e Veneti: Problemi preistorici, protostorici e storici. In: Mondo Ladino Nr. 1 1978, S. 87-100; Vigo di Fassa 1978.
Toth A. „Die rätische Sprache - enträtselt“ - Eine kritische Stellungnahme zu Andrea Schortas Buchbesprechung. In: BM 6/88, S. 386-395; Chur 1988.
Toth A. Buchbesprechung zu: Schorta A. Wie der Berg zu seinem Namen kam; Chur 1988. In: BM 5/89, S. 367-371; Chur 1989.
Tschurr L. Zur Inschrift von Raschlinas bei Präz. In: BM 5 1959, S. 154-155; Chur 1959.
Vetter E. Die vorrömischen Felsinschriften von Steinberg in Nordtirol; Wien 1958.
Whatmough J. A New Raetic Inscription of the Sondrio Group. In: Harvard Studies in Classical Philology Vol. XLVII (Reprint), S. 205-207; Harvard 1936.
Wolff K. F. Das Indogermanentum der Räter. In: Sonderdruck aus der Ammann-Festgabe, herausgegeben vom sprachwissenschaftlichen Seminar der Universität Innsbruck, S. 191 [35]-199 [43]; Innsbruck 1954.
Wolff K. F. Räter-Forschung in Graubünden. In: Der Schlern 28, S. 268-271; Bozen 1954.
Wolff K. F. Rassenkunde zur Grundlegung der Räterforschung. In: Der Schlern 33, S. 293-310; Bozen 1959.
Zürcher A. C. Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur Nr. 27; Chur 1982.
Zebisch H. Rätisch - eine iberische Sprache; Schärding 1988.
Zehrer J. Die Räter und ihr Name. In: BM 5/6 1980, S. 97-102; Chur 1980.

Antike Quellen:

Horatius Flaccus Q. Opera omnia; Frauenfeld 1985.
Iordanis Romana et Getica. Berolini (Berlin) MDCCCLXXXII (1882).
Livius T. Ab urbe condita / Römische Geschichte. Bücher IV-VI; München 1991.
Ovidius Naso P. Epistulae ex ponto / Briefe aus der Verbannung; Zürich 1963.
Plinius Secundus G. Naturalis historiae / Naturkunde. Bücher III u. IV; München 1988.
Servius Grammaticus Commentarii in Virgilium Serviani; sive commentarii in Virgilium, qui Mauro Servio honorato tribuuntur (Vol. I). Gottingae (Göttingen) MDCCCXXVI (1826).
Zosimos ZWSIMOU KOMHTOS KAI APOFISKOSUNHGOROU ISTORIA NEA / Zosimi comitis ex advocato fisci historia nova, ex recensione Friderici Sylburgii, cum latina interpretatione Ioannis Levnclavii & notis variorum, accurante Christophoro Cellario, Smalcaldiensi. Ienae (Jena) MDCLXXIX (1679).
Allgemeine sprachwissenschaftliche Quellen:
Bussmann H. Lexikon der Sprachwissenschaft; Stuttgart 1990.
Hock H. H. Principles of Historical Linguistics; Berlin 1991.
Szemerényi O. Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft; Darmstadt 1990.
Allgemeine historische Quellen:
Durnwalder E. Kleines Repertorium der Bündner Geschichte; Chur 1970.
Mann G. / Heuß A. Propyläen Weltgeschichte. Band 4: Rom; Berlin 1963.
Pieth F. Bündnergeschichte; Chur 1982.
Wischer E. (Hg.) Propyläen Geschichte der Literatur. Band 1: Die Welt der Antike; Berlin 1988.